Wagner-Groben.

Die Macht des Gebets.

Wagner-Groben

Die

Macht des Gebets.

Zum

Verständnis von Jesu Gebetsverheißungen.

Von

C. Wagner-Groben

weiland Pfarrer in Lausanne und Edinburg.

Siebente Auflage.

Basel

Verlag der Missionsbuchhandlung

1897.

Fr. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.

Vorwort zur ersten Auflage.

Wir leben in einer bewegten Zeit, die wohl ernstere Dinge in ihrem Schoße birgt, als viele vermuten.

Wir sind Zeugen nicht nur eines weitverbreiteten bewußten Abfalles von der geoffenbarten Wahrheit des Evangeliums, sondern auch einer immer tiefer gehenden Verwirrung und Unsicherheit im Lager des gläubigen, christlichen Volkes.

Hier, unter den Gläubigen, herrscht vielfach einerseits zähes Festhalten am überlieferten Schatz der christlichen Erkenntnis und ablehnendes Verhalten gegen alles Neue, verbunden mit sicherer Ruhe und Sattheit; andrerseits dagegen stürmisches und prüfungsloses Hereinfallen auf jede Neuerung, so ungesund und excentrisch sie auch sein mag, wenn sie nur einigen biblischen Schein enthält und siegesgewiß auftritt. Die Heiligung soll nicht mehr in langsamem Wachstum, wie zur Zeit Jesu — „zuerst das Gras, dann die Aehre, dann der Weizen in der vollen Aehre" — sondern auf einmal durch einen Akt des Glaubens geschehen. Der Christ in unserer Zeit braucht, wenn er Glauben hat, nicht mehr krank zu sein, und wenn er es wird, nicht mehr den Arzt zu rufen, — der Glaube soll, muß ihn gesund machen. Ja, man versteigt sich auf dieser Seite ungescheut so hoch, zu erklären, daß, „wenn der Apostel Paulus mehr Glauben gehabt hätte, so hätte er auch den Pfahl in seinem Fleische wegbeten können!"

Daß wir hier vor einer gefährlichen Verirrung stehen, fühlt wohl jeder, der den Herrn und sein Evangelium recht kennt. Daß es aber nicht genug ist, sich widerwillig davon abzuwenden, sich in seine bessere Erkenntnis zu hüllen und sich nur um so vorsichtiger an das Hergebrachte zu halten, — das sollte man auch einsehen. Es gilt hier für jeden, dem das Reich Gottes eine teure Sache ist, helfend einzugreifen, so weit und so gut er es kann.

Die Geschichte bestätigt, daß den meisten religiösen Verirrungen ein Keim der Wahrheit zu Grunde lag. In der Bewegung unserer Zeit, die zur Verirrung neigt, scheint mir das als Wahrheit hervorzuleuchten, daß unser gläubiges Volk den großen Abstand entdeckt hat und fühlt, der zwischen den herrlichen Verheißungen des Herrn und unserem geringen Besitz besteht. Es hilft da nichts, dem suchenden Volke ferner zu predigen, daß die großen Gottesverheißungen zwar früher sich verwirklichten und sich wohl auch später wieder verwirklichen werden, daß wir aber nichts zu erwarten hätten. Das Volk glaubt es nicht. Es will seinen Gott erfahren nach seinen Verheißungen. Und wer wollte sich nicht darüber freuen? Unsere Aufgabe aber ist es, dieses betende Suchen auf nüchterner biblischer Bahn zu erhalten.

Diesem Zwecke sollen vorab die nachfolgenden Betrachtungen dienen.

Sie sollen aber auch alle diejenigen Christen, welche das herrliche Vorrecht des Gebetes und die köstlichen Verheißungen des Herrn nicht hoch genug schätzen, wieder aufmuntern zum kindlichen, glaubensvollen Zugang zum Vater.

Möge der barmherzige Herr alle Schwachheiten meines Büchleins vergeben; alles aber, was zu seiner Ehre und zum Heile seiner Gemeinde dient, gnädig segnen!

Lausanne, im September 1883.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Mit herzlichem Danke gegen den Herrn lasse ich vorliegendes Büchlein zum zweitenmal ausgehen. Die Thatsache, daß schon wenige Monate nach der ersten Ausgabe eine zweite notwendig ist, zeigt mir, daß mein Büchlein einem Bedürfnis des christlichen Volkes entgegengekommen ist. Das ist mir ein Trost, eine Freude und ein Lohn.

All den lieben Freunden, die zum Teil aus weiter Ferne die Mühe nicht scheuten, mir in herzlichen Briefen ihre Gedanken über meine Arbeit auszusprechen, sage ich auf diesem Wege meinen brüderlichen Dank. Ob und wann ich alle die an mich gelangten Wünsche nach anderen ähnlichen Bearbeitungen biblischer Themata erfüllen kann, das liegt in des Herrn Hand. Ihm sei vor allem dieses Büchlein ferner befohlen. Möge Er es segnen und es vielen zum Segen setzen!

Lausanne, im März 1884. **C. Wagner-Groben**, Pfarrer.

Vorwort zur vierten Auflage.

Vor drei Jahren ließ der Verfasser seine Schrift von der „Macht des Gebets" zum erstenmal ausgehen: — nun ruht seine Feder und kann dem Büchlein, da es zum viertenmal seinen Gang antreten soll, kein Geleitswort mehr mitgeben. Am 15. Februar d. J. entschlief Carl Wagner in Edinburg, wo er seit wenigen Monaten als Pastor der dortigen deutschen Gemeinde eine überaus reiche und vielseitige Thätigkeit zu entfalten begonnen hatte. Ahnungslos, wie es scheint, predigte er noch am Sonntag den 14. Februar über die Worte aus 2 Tim. 4, 7: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft; ich habe den Lauf vollendet; ich habe Glauben gehalten." Am andern Morgen war er einer Unterleibsentzündung erlegen, im Sturm den Seinigen entrissen und aus einer Arbeit weggenommen, für die gerade seine Persönlichkeit und seine Kraft unentbehrlich schien.

Doch wir Menschen sind nicht unentbehrlich; unentbehrlich aber ist uns Gott und seine Ewigkeit. Mögen die Worte, die der Entschlafene von der Macht des Gebets geredet und als ein Vermächtnis uns hinterlassen hat, in vielen das Verlangen nach der Herrlichkeit erwecken und beleben, die aus Gnaden einem Gottesmenschen und Ewigkeitsmenschen hier in der Zeit schon zuteil werden soll, bis wir Gott und unsern Heiland schauen dürfen von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Basel, im August 1886. **Die Verlagsbuchhandlung.**

I.

Das hohe Ziel.

1. Ein köstliches Privilegium.

Des Menschen Adel liegt in seiner Stellung zu Gott. Seine höchste Ehre besteht darin, daß er mit der höchsten Majestät, mit dem heiligen und allmächtigen Gott in kindlicher Freiheit verkehren, in Gebetsumgang mit ihm treten darf. Es läßt sich für den Menschen schlechterdings nichts höheres und würdigeres denken, als dieses herrliche Vorrecht. Viele andere Dinge mögen den Menschen vor Menschen ehren und auszeichnen: Geburtsrechte, Geistesgaben, Stellung, Besitz, — aber alles bleibt weit zurück hinter der Ehre, ein Gotteskind zu heißen, Gott Vater nennen zu dürfen, Kindesrechte im Hause Gottes zu haben, und von Herzen zum Herzen des großen Gottes reden zu können. Darin liegt das tiefste Geheimnis des Menschenlebens, der größte Trost, die höchste Freude, die seligste Hoffnung des Herzens beschlossen. Im Gebet der Gotteskinder liegt das Geheimnis der Weltgeschichte und der Sieg des Reiches Gottes über die Mächte der Finsternis verborgen.

Das Gebet des Glaubens ist eine Großmacht auf Erden. Von der Urzeit der Menschengeschichte an haben alle frommen Männer die Gewißheit gehabt, daß Gott ihre Gebete erhöre, und was sie Großes gethan haben, das schrieben sie der Erhörung ihrer Gebete zu. Jeder Israelite, der uns begegnet, ist eigentlich ein lebendiges Zeugnis für den Glauben und die Gebetserhörung des Abraham. Er ist ein Wunder in der Welt. Dem Mose, „der sich an Gott hielt, den er nicht sah, als sähe er ihn", wurde auf seine Bitte das tiefste Sehnen seines Herzens, Gottes Herrlichkeit zu schauen, gestillt. Er hat durch sein Gebet Völker geschlagen und Völker gerettet. Wie ergreifend sind alle die Gebetserfahrungen und Glaubensthaten eines Josua, Gideon, Samuel, David, Elias, Elisa, Hiskia, Jeremia, Daniel und vieler andern im alten Bunde! Wie überwältigend sind vollends die Gebetskräfte der Apostel und der ersten Christen, der Reformatoren und mancher Gottesmänner bis in unsere Zeit herein!

---

2. Herrlichkeit und Elend.

Unsere gegenwärtige Zeit trägt einen besonderen, ich möchte sagen, einen widerspruchsvollen Charakter, — den der Herrlichkeit und zugleich den des Elends, der Armut.

Wir haben ein großes betendes Volk auf Erden. Nie, seitdem die Welt steht, gab es so viele Christen, wie in unserer Zeit, nie wurde vorher so viel gebetet, wie es jetzt auf dem ganzen Erdenrund in fast allen Sprachen geschieht. Es ist wahrlich ein erhebender Gedanke, wenn man sich an einem Charfreitag oder Osterfest oder in der allgemeinen Gebetswoche am Anfang des Jahres sagt, daß jetzt in allen Ländern und aus allen Zweigen der Menschheit viele Millionen Herzen mit uns vor dem Gnadenthron

Gottes sich versammeln und für dieselbe Gnade danken, dasselbe Erbarmen preisen, dieselben Bitten aussprechen und auf dasselbe ewige Heil hoffen; daß zu diesem großen Volke des Herrn, Fürsten und Knechte, Millionäre und Bettler, Philosophen und Einfältige, Weiße und Farbige sich zusammenfinden, die alle unter dem Kreuze Christi auf Golgatha sich als Brüder begrüßen, als Brüder in Bezug auf die Sünde, als Brüder in Bezug auf das Erbarmen, das allen widerfahren ist. Gewiß, das Reich Gottes auf Erden ist in unserer Zeit ein großes Reich. Kein anderes Reich ist ihm zu vergleichen. Kein anderes verfügt über solche Einnahmen und Ausgaben, obgleich unser König seinen Reichsbürgern keine Steuern auflegt. Er will ein freiwilliges Volk haben, und er hat es. Wenn wir alles zusammenstellen könnten, was jährlich freiwillig gegeben wird für die Zwecke des Reiches Gottes und der barmherzigen Liebe, für die vielen Gesellschaften der Heidenmission, für Bibel- und Traktatgesellschaften, für Gustav-Adolf-Vereine, an alle die Anstalten für Kinder und Alte, für Kranke und Vernachlässigte, für Gefallene und Unglückliche aller Art, — es gäbe eine ungeheure Summe. Und das ist eine Frucht des christlichen Geistes, eine Frucht des Gebets. Unter den Heiden, auch unter den besten, wußte man davon nichts. Sokrates und seine Schule, die zu den edelsten gehörte, billigte die Sklaverei, befürwortete das Töten schwächlicher Kinder, verteidigte die Prostitution. Jetzt aber, wo immer betende Menschen stehen, sprossen auch Anstalten empor zur Rettung der Elenden. Wir bemerken es kaum mehr, so sehr sind wir daran gewöhnt.

Versetzen wir uns aber um tausend Jahre zurück in die Zeit, wo der Mohammedanismus die Kirchen des Ostens niedergetreten und das Papsttum seine kalte Hand über die Christenheit des Westens gedeckt hielt, wo wirkliches evangelisches Glaubensleben nur noch in den Herzen

weniger frommer Männer eine Herberge fand, — stellen wir uns vor: damals hätte einer dieser Männer im Traum oder in einer Vision in unsere Zeit herüberschauen und den jetzigen Stand des Reiches Gottes sehen dürfen; er hätte überblicken dürfen alle die unzähligen Anstalten für Arme, Blinde, Kranke aller Art; er hätte alle die Kirchen und Schulen auf Erden, die nach Zehntausenden zählenden Missionare und Arbeiter unter allen Völkern, die mehr als hundert Millionen Bibeln in mehr als dreihundert Sprachen verbreitet und von Kindern und Alten gelesen, er hätte die christlichen Gemeinden von Grönland bis nach Patagonien und von Europa bis in die Südsee schauen dürfen! Was hätte der einsame Beter von unserer Zeit gedacht? Er hätte gewiß ausgerufen: O glückliches Geschlecht, dem vergönnt ist, inmitten einer solch herrlichen Zeit zu leben! O seliges Volk, das Gottes gnädige Heimsuchung in so überschwenglicher Weise schauen und so Zeuge seiner Offenbarung sein darf! Er hätte sicher gedacht, daß wir Menschen unbeschreiblich glücklich, dankbar und für Gottes Sache hingebend sein müßten dafür, daß wir in solch gnadenvoller Zeit leben dürfen und nicht in seinem kalten, armen und finsteren Jahrhundert unser Los empfingen. Und wir selbst würden wohl gerade so urteilen, wenn die Verhältnisse des neunten Jahrhunderts uns umgeben würden und wir etwa aus der Geschichte wüßten, es hätte einst vor tausend Jahren eine solch herrliche Blütezeit des Reiches Gottes gegeben. Was würden wir doch sagen, wenn nur ein Jahrgang all der unzähligen Jahresberichte über Werke des Reiches Gottes auf uns gekommen wäre, wie sie jetzt alljährlich gedruckt werden. Wir hätten gewiß eine tiefe Trauer um die verschwundene Herrlichkeit, und wir würden die Menschen tief beneiden, die solches miterleben durften. — Und nun stehen wir mitten drin in dieser großen Zeit, in der der Herr die Wunder seines Erbarmens offenbart, — und was sehen

wir? Und wie sind wir? Und wie stellen wir uns dazu? Und welchen Anteil haben wir, ich meine wir persönlich, daran?

Hier liegt das Elend unserer Zeit, unser Elend. Wir sehen vor lauter Bäumen den Wald nicht. Wir stehen in Gefahr, daß uns vor lauter Holz das Feuer ausgeht. Wie viele Christen gehen doch in unserer Zeit über die Erde, die nichts sehen, nichts hören, nichts thun, nicht beten für die große Sache. Sie wärmen sich am fremden Feuer, und wenn der Herr sie doch einst aus Gnaden in den Himmel nimmt und sie von dort aus die Größe der Reichsgottessache auf Erden erkennen dürfen, so werden sie sich wundern, daß sie auch auf Erden waren, dazwischen standen, und so wenig davon merkten.

Es scheint mir, daß der Grundcharakter der Christen unserer Zeit der der Mittelmäßigkeit ist. Es ist mir, als verdanken wir die Größe und Herrlichkeit des Reiches Gottes in unserer Zeit nicht uns, sondern, als Erbe, einigen großen Betern der Vergangenheit. Wir müssen uns gestehen, daß wir arm sind. Wir haben keine großen Prediger, keine bedeutenden Missionare. Ja, wir haben viele gelehrte Christen, viele feine Homiletiker, viele gewandte Redner. Aber keine Prediger wie ein Petrus, ein Paulus, ein Luther. Wie viel wird doch Jahr aus Jahr ein gepredigt, und wie gering ist allerwärts die Frucht davon! Ein Petrus aber hält eine einfache, kunstlose Predigt, und dreitausend Menschen werden so davon erschüttert, daß sie sofort fragen, „was müssen wir thun, daß wir selig werden?“ Wo aber kommt heute so etwas vor? Die Ursache davon ist wohl die, daß wir keine rechten Beter haben. Wenn in unserer Zeit jemand die Wahrheit des Gebetes verteidigen will, so muß er immer weit gehen, seine Beweise zu suchen. Er muß entweder in die Geschichte vergangener Zeiten hineingreifen, oder

immer wieder in der großen weiten Christenheit einen Blumhardt oder Georg Müller nennen. Das scheint mir kein normaler Zustand zu sein.

Wenn heute ein Petrus oder Paulus in der Christenheit stünde, würde er auch so geringe Spuren seines Daseins der Nachwelt hinterlassen wie wir? Ich glaube es nicht. Das Volk, das den Paulus zehn Jahre lang in seiner Mitte gehabt hätte, würde dessen Einfluß wohl noch nach Jahrhunderten spüren. Wir sind jetzt so viele gläubige Christen. Warum sind wir so zufrieden mit unserer Mittelmäßigkeit, mit unserer geistlichen Schwachheit? Und wenn wir damit unzufrieden sind, warum nicht mehr brünstiges Gebet um Kraft von oben? Unser Gott ist heute noch derselbe wie vor Jahrtausenden. Seine Verheißungen gelten heute noch so viel wie ehedem. Sie gelten nicht bloß einzelnen, sondern jedem, der sie erfüllt sehen will und sie im Glauben erfaßt.

Ich will natürlich nicht sagen, daß in unseren Tagen keine Gebetserhörungen stattfinden. Im Gegenteil, ich glaube und weiß, daß auch heute noch der Herr nach dem Maße des Glaubens seine Kinder oft im verborgenen tröstet, erquickt, ihnen die Not stillt, die Thränen trocknet; daß er hier in Haus und Beruf durchhilft, dort im Amte segnet und oft über Bitten und Verstehen erhört. Allein an diesen persönlichen und verborgenen Erfahrungen ist es nicht genug. Das Reich Gottes im ganzen hat wenig davon, und die Welt merkt sie nicht. Wo ein wirklich lebendiger, im Glauben betender Christ steht, da sollten auch mehr die „Kräfte der zukünftigen Welt" sich geltend machen und erkannt werden. Die herrlichen Verheißungen unseres Herrn sollten in seiner Gemeinde mehr zur Erfüllung gelangen und so vor allen Menschen, die sehen wollen, als Wahrheit, als Gottesmacht legitimiert werden. Die wenigen Ausnahmen sollten zur Regel werden.

Dazu kommt, daß das Bedürfnis nach mehr Kraft und Leben allerwärts gefühlt wird. Denn die furchtbare Entwicklung des Bösen, das freche Hervortreten der Mächte des Verderbens, der große Abfall der Scharen getaufter Christen, die Feindschaft gegen den Sohn Gottes, der wachsende Haß gegen das Evangelium, die höhnische Verachtung des gläubigen Volkes, kurz das moderne Heidentum, wie es sich allerwärts entsetzlich rasch entwickelt und die Kirche Christi bedroht, muß jeden denkenden Christen mit Sorgen erfüllen. Diesem Aufsteigen der Macht der Finsternis gegenüber rüstet sich das Volk des Herrn nicht genug. Seine innere Kraft, sein Fortschritt im Leben des Geistes hält nicht Schritt mit der gewaltigen Entwicklung der Kräfte der Bosheit. Jeder aufrichtige Christ erkennt das und trauert darüber. Das Hilfsmittel dagegen aber wird allein das Gebet und die Fürbitte sein.

Wie viel Not liegt in der Arbeit des Reiches Gottes selbst vor Augen! Der Herr macht allerwärts Bahn, öffnet Thüren und zeigt, daß er sein Reich mit Macht erweitern will. Die Gläubigen aber, die er als Vollstrecker seiner Heilsgedanken bestellt hat, sind zum großen Teile schläfrig, irdisch gesinnt, selbstsüchtig, träge, ohne Opferfreudigkeit und ohne Gebetslust. So kommt es dann, daß alle Werke Gottes auf Erden fast ohne Ausnahme leiden, nicht vom Flecke kommen, mühsam laufen und wenig ausrichten im Vergleich zu ihrer Aufgabe. Es ist meine Ueberzeugung, daß dem allem ein Mangel an Gebet zu Grunde liegt. Hätte jedes christliche Werk, jede Anstalt, jede Gesellschaft, jede Gemeinde n u r e i n e n M o s e, der es verstünde, ohne Unterlaß die Hände aufzuheben, sich glaubensvoll an den zu halten, den er nicht sieht, als sähe er ihn, — es würde mancherorts besser gehen und besser aussehen. Aber warum nur e i n e n? Wenn es erst dahin käme, daß j e d e s G o t t e s k i n d meinte, es müsse der Mose sein, der in den Riß steht, es müsse besonders

die ihm bekannten Gotteswerke in nah und fern priesterlich auf dem Herzen tragen, — wie bald würde es anders werden. Israel würde siegreicher einherziehen und Amalek würde nicht so das Haupt erheben.

---

5. Eine bedeutungsvolle Geschichte.

Mark. 11, 12—14. 20—26.

Es ist eine bedeutungsvolle Geschichte, die uns Markus hier erzählt. Bedeutungsvoll durch des Herrn Vorbild, durch sein Thun und durch sein Wort.

Nüchtern bricht der Herr von Bethanien auf, um sich an die ernste Arbeit, auf den Kampfplatz in Jerusalem zu begeben. Es scheint, nach Markus 1, 35, daß der Herr oft des Morgens frühe aufbrach, um betend mit seinem Vater allein zu sein, ohne die Bedürfnisse des Leibes erst zur Geltung kommen zu lassen. Bei der Heilung des Mondsüchtigen, Besessenen (Matth. 17, 21) sagt er den Jüngern auf ihre Frage, warum sie ihn nicht heilen konnten: „Diese Art fährt nicht aus, denn durch Beten und Fasten.“ Petrus ermahnt in seinem ersten Briefe Kap. 4, 8: „Seid mäßig und nüchtern zum Gebet.“ Er selbst hatte in diesem Zustande betend jene bedeutungsvolle Offenbarung vom Himmel Apostelg. 10, 9—11. Paulus hat in der ernstesten Zeit seines Lebens, in seiner Bekehrung, 3 Tage nichts gegessen und nichts getrunken, sondern gebetet (Apostelg. 9, 9. 11). Die Christengemeinde zu Antiochien fastete und betete, als sie die Offenbarung vom heil. Geiste empfing, den Paulus und Barnabas zur ersten Missionsreise auszusenden. — Ohne eine Regel über das Fasten aufstellen zu wollen, scheint es mir doch, als liege

in dem allem ein wichtiger Wink für unser Gebetsleben, als wolle der Herr uns damit doch sagen, daß zum rechten Gebet auch unser Leib gestimmt, heilig gestimmt sein soll, was er im Zustande der Mäßigkeit, der Nüchternheit gewiß am ehesten ist. Es giebt freilich auch eine geistige Nüchternheit. Diese lernen wir am besten vom Herrn selbst. Er hatte den Blick seines Geistes unablässig auf Gott gerichtet und blieb so beständig frei und uneingenommen von den Eindrücken der ihn umgebenden Welt. Wollen wir rechte, erfolgreiche Beter werden, so liegt gewiß in dieser leiblichen und geistlichen Nüchternheit die erste Vorbedingung dazu.

Nachdem der Herr von Bethanien her eine zeitlang betend seines Weges gegangen, fühlte er Hunger und wollte mit einigen Feigen sein Frühstück ersetzen. Der Feigenbaum am Wege, auf den er zuging, war leer. Das Bedürfnis des Herrn blieb ungestillt. Da sprach er über ihn das Gerichtswort aus: „Nun esse von dir niemand mehr Frucht ewiglich", und der Baum verdorrte alsobald bis auf die Wurzel.

Nehmen wir vorerst einmal eine praktische Lehre aus dieser Geschichte. Jeder Mensch ist eine Pflanze im Garten Gottes. Und der Sohn, der Erbe, hat das Recht, bei den Pflanzen, „die sein himmlischer Vater gepflanzt", nach Frucht zu schauen. Wir „sind gesetzt, daß wir hingehen und Frucht bringen." Wo ist ein Gärtner, oder ein Landmann, der Bäume oder Pflanzen setzte ohne einen Zweck? Mit jeder Pflanze hat er eine Absicht. Er erwartet Frucht, oder doch Zierde, oder wenigstens Schatten, je nach der Art seiner Pflanzen. Ein Mensch mit gesundem Verstande, der Bäume ohne jeden Zweck pflanzte, ist undenkbar. Und unser Gott sollte einem unsterblichen Menschen, einer Ewigkeitspflanze, das Leben und Dasein geben ohne Zweck? Gewiß nicht. Jeder Mensch hat seine Bedeutung, seine Bestimmung, seinen göttlichen Zweck.

Worin der besondere Zweck des einzelnen Menschen liegt, welche Frucht der Herr an ihm suchen wird, können andere nicht sagen. Jeder hat seine Aufgabe und kann sie merken, wenn er nachdenkt, an der besonderen Stellung, Führung, Begabung, die der souveräne Herr ihm zu teil werden läßt. Er wird sie merken, wenn er die allen Gottespflanzen gemeinsame „Frucht der Gerechtigkeit" bringt, die nur in der Glaubensgemeinschaft mit Gott gedeiht und ausreift. — Wie viele Menschen gehen aber über die Erde, stehen am Wege und denken nie daran, wozu sie eigentlich in der Welt sind, fragen nie, was Gott wollte, als er ihnen das Leben gab; haben nie so viel gelernt, daß jede Pflanze Gottes Frucht bringen soll „nach ihrer Art", zur Ehre und Verherrlichung ihres großen Schöpfers. Der Herr wird einst bei jedem nach der „Frucht seiner Werke" schauen und ihm danach vergelten. Möchten wir an diesem Tage nicht dem unfruchtbaren Feigenbaum gleichen!

Das wunderbare Wort, das der Herr bei dieser Gelegenheit an seine Jünger über das gläubige Gebet spricht, ist für unseren jetzigen Zweck das wichtigste, und wir wollen es daher in einem besonderen Abschnitt betrachten.

---

4. Das Gebet des Glaubens.

Als sie am andern Morgen wieder von Bethanien nach Jerusalem gingen, sahen die Jünger, daß der Feigenbaum schon bis auf die Wurzel verdorret war. Sie verwunderten sich darüber, und Petrus sprach: „Rabbi, siehe, der Feigenbaum, den du verflucht hast, ist verdorrt." Obgleich die Jünger schon so große Wunderthaten ihres Herrn erlebt hatten, so stehen sie doch vor dieser wunderbaren Wirkung seines Wortes über einen Baum mit neuem

Erstaunen still. Es war freilich eine neue Art der Machtoffenbarung ihres Herrn, in der sie wieder eine besondere Seite seiner Herrlichkeit erkennen durften, die ihnen gewiß allerlei zu denken gab. Wir wollen also über ihre Verwunderung uns nicht wundern. Sie waren in der Schule, wie wir es jetzt sind. Sie ließen sich durch die häufigen Wunder, die sie schauten, nicht abstumpfen, sondern betrachteten jedes neue wieder mit tiefem und heiligem Interesse. Das war dem Herrn eine Freude und er beantwortet ihre teilnehmende Aufmerksamkeit mit einem herrlichen Wort der Verheißung. Auch sie sollen in seiner Schule dahin kommen, solche, ja noch größere Thaten verrichten zu dürfen! Und sie kamen dahin. Schon nach wenigen Monaten spricht derselbe Petrus, der hier über des Herrn That sich so verwundert, das große Glaubenswort zu dem lahmen Bettler an der Tempelthür: „Silber und Gold habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich dir: Im Namen Jesu Christi von Nazareth stehe auf und wandle.“ „Und alles Volk wurde voll Wunderns und Entsetzens über dem, was an ihm geschehen war“ (Apstlg. 3, 6. 9). Zuerst wundert sich Petrus über die Thaten seines Herrn und bald wundert sich alles Volk über s e i n e Glaubensthaten. Er hatte gelernt, was sein Herr wollte, daß er in seiner Schule lernen sollte.

Und wir — sind wir nicht auch Zeugen der großen Thaten unseres Herrn? Sind wir nicht noch dazu Zeugen der Glaubensentwicklung der Jünger und der Verherrlichung ihres Herrn durch sie? Und was thun wir? Lernen wir unsere Lektion in ihrer Schule? Nein, wir wundern uns weder über ihre Glaubenswerke, noch über unsere Glaubensschwachheit. Wir reden uns ein, beides sei ganz in der Ordnung, ganz naturgemäß. Die Wunder, sagen wir, haben aufgehört, und wir merken nicht, daß wir damit sagen: die Gebetserhörungen haben ihr Ende gefunden. Denn jede Gebetserhörung ist ein Wunder. Möchten doch

der Glaube und die Gebetserfahrungen der Gottesmenschen in vergangenen Tagen wieder mehr die Aufmerksamkeit und das Wundern unserer Christen wachrufen und sie zur Nachfolge, zum Lernen reizen! Denn nie war wohl der bewußte Abfall größer, nie wurde wohl der Name unseres Herrn mehr gelästert und nie war daher Glaube und Gebet zur Verherrlichung unseres Herrn nötiger, als in unserer Zeit. Wo ein gläubiges, betendes Gotteskind in der Welt steht, da sollte es auch je und je bei anderen Menschen, welche den lebendigen Gott nicht kennen, zu einem Verwundern kommen. Sie sollten je und je merken müssen, daß ein Mensch des Glaubens über Kräfte der zukünftigen Welt verfügt.

Jesus beantwortete die Verwunderung der Jünger mit dem großen Worte: „Habt Glauben an Gott. Denn wahrlich, ich sage euch, wer zu diesem Berge spräche: Hebe dich, und wirf dich ins Meer, und zweifelte nicht in seinem Herzen, sondern glaubte, daß was er sagt geschehen würde, so wird ihm geschehen, was er sagt."

Was meint der Herr mit diesem Bilde? Denn daß er bildlich redet ist klar. Das Versetzen wirklicher Berge wäre für sein Reich kein besonderer Vorteil. Die göttliche Wundermacht soll sich nur auf dem Gebiete des Reiches Gottes bethätigen. Den Aposteln fiel es auch nie ein, so große Wunder sie verrichteten, einen wirklichen Berg zu versetzen. Sie verstanden den Gedanken ihres Herrn.

Als ich vor einiger Zeit wegen Unwohlsein mich vertreten lassen mußte, predigte ein junger frommer Pfarrer für mich und wählte dieses Wort zu seinem Gegenstand. Schon lange mit diesem Gebetsproblem innerlich beschäftigt, war ich sehr gespannt darauf, wie er dieses Wort erklären würde. Er sagte über den Kern der Frage ungefähr fol-

gendes: „Wenn uns der Herr Berge, große Schwierigkeiten, unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellt, und er giebt uns den Auftrag, sie zu beseitigen, so dürfen wir getrost im Glauben sprechen: Hebe dich und wirf dich ins Meer. Aber wir müssen dazu den Auftrag vom Herrn haben." Ich gab nachher offen meinem jungen Freunde das Zeugnis, daß er gewandt die große Schwierigkeit dieses Wortes umgangen und sich so glücklich aus der Affaire gezogen habe; daß es aber zweifelhaft sei, ob seine Zuhörer nun das große Wort ihres Herrn besser verständen, als vor seiner Predigt. — Man wagt nicht, ja man fürchtet sich, das herrliche, gewaltige Wort des Herrn zu nehmen, wie es dasteht, weil man das Bewußtsein hat, man besitzt nicht, ja die Gemeinde des Herrn im großen ganzen besitzt nicht die Erfüllung der Verheißung. Da gilt es, doch einmal Ernst zu machen. Es gilt, sich selbst und alle Gotteskinder, die man erreichen kann, aufzufordern, mit neuem Ernste zu flehen, daß der Herr auch zu unserer Zeit seiner Kirche den Glauben, die Treue, den Gebetsernst schenke, an dem die Verheißungen des Herrn sich erfüllen können.

Die Berge, die Hindernisse und Schwierigkeiten sind allerwärts vorhanden. Wo ist eine Anstalt, eine Gesellschaft, eine christliche Gemeinde, die nicht mit Schwierigkeiten, mit oft schweren, entmutigenden Hindernissen zu kämpfen hätte? Wo ist eine christliche Familie, oder auch ein alleinstehender Christ, die nicht immer wieder Berge von Sorgen, von Not und Traurigkeiten in ihrem Wege fänden? Der Herr läßt die Schwierigkeiten in unserer Zeit so reichlich zu, wohl auch deswegen, damit wir Christen uns seiner Ermahnungen und Zusagen doch auch wieder erinnern und sie in Glauben umzusetzen lernen möchten. Denn auf den Auftrag, die Berge zu versetzen, haben wir nicht erst zu warten. Der Befehl ist da, ein für allemal, und zwar unmißverständlich. Daß aber das

Bergeversetzen uns so schwer fällt und in unserer Zeit so selten geworden ist, davon haben wir die Ursache ohne Zweifel wo anders zu suchen. Der Herr deutet sie an in dem Worte: „Habt Glauben an Gott.“ Unsere Gebetserhörungen sind der Maßstab für unsern Glauben. Die Hindernisse und Schwierigkeiten, die unsere Arbeit im Reiche Gottes stören, aufhalten, vereiteln, sind ein Beweis von unserer Glaubensschwäche.

Der Herr hat, als er von der Zerstörung Jerusalems sprach, seinen Jüngern die Ermahnung gegeben: „Bittet aber, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter“ (Matth. 24, 20). Er sagt ihnen damit nichts geringeres, als daß sie durch ihre Gebete die römischen Heere, wenn sie gegen Jerusalem heranziehen werden, aufhalten können; daß es von ihrem Beten oder Nichtbeten abhänge, ob das über Jerusalem beschlossene Gericht im Winter oder im Sommer eintreffen werde! Der Herr liebt die Seinen. Ihre Drangsal geht ihm zu Herzen. Er hört auf ihr Gebet. Er antwortet ihnen nach dem Maße ihres Glaubens.

Darüber giebt der Herr seinen Jüngern noch ein ganz besonders herrliches und klares Wort.

„Darum sage ich euch: „Alles was ihr bittet in eurem Gebet, **glaubet** nur, daß ihr es empfangen werdet, so wird es euch werden.“

Das ist eine majestätische, eine überschwenglich herrliche Verheißung, und ich glaube, daß ihr gegenüber die ganze Christenheit unserer Tage bekennen muß, daß sie nicht im Vollbesitz ihres Inhaltes stehe. Zwar soll Ludwig Harms versichert haben, der Herr habe ihm alle seine Bitten erfüllt. Allein er ist nicht mehr unter uns, und wie viele Christen auf der weiten Erde könnten wohl ein

Gleiches sagen? Gewiß nur wenige. Selbst Georg Müller in Bristol, mit dem ich darüber sprach, bekannte, daß der Herr ihm nicht alle seine Bitten erhört habe, selbst solche nicht, die er seit mehr als zehn Jahren täglich vor ihn bringe. Die Verheißung aber steht da als ein Wort aus dem Munde dessen, der nicht lügt. Sie enthält gewiß keine Uebertreibung. Der Herr hätte sie gewiß nicht so kühn, so umfassend hingestellt, wenn sie nicht so gelten sollte und wenn sie nicht erreichbar wäre. Da sollten wir arme Menschen uns doch alle Mühe geben, betend das Geheimnis zu finden, das uns in einen solch großen Reichtum versetzen kann. Das ist ja doch unbestreitbar, daß ein Mensch, der dieses Geheimnis gefunden hat, der denkbar glücklichste Mensch sein muß. Wer so zu seinem Gott steht, so mit ihm vertraut ist, daß ihm alles, was er bittet, gewährt wird, der hat gewiß das höchste erreicht, was es auf Erden zu erringen giebt. Dieses Ziel zu erlangen, ist daher auch einer ernsten Anstrengung, — „es ist der Mühe und des Schweißes wert".

Ueber zwei Dinge müssen wir uns hier noch Klarheit zu verschaffen suchen: über den Umfang der Verheißung, und über die Bedingung.

„Alles, was ihr bittet — wird euch werden." Was dürfen wir wohl unter dem „alles" verstehen, was hat der Herr damit gemeint? Wir müssen uns hier vor allem daran erinnern, daß der Herr dieses Wort nicht den Menschen im allgemeinen, sondern seinen Jüngern gegeben hat, den Menschen, die sich ihm ganz ergeben, die alles verlassen hatten, und in seine Nachfolge getreten waren, und die der Herr zum Bau seines Reiches, zur Fortführung seines eigenen Werkes berufen hatte. Würden wir das außer acht lassen und die Verheißung in ihrem Wortlaute ansehen, so könnten wir auf Abwege geraten und verstünden des Herrn Gedanken nicht. Es ist ja gewiß jedem begreiflich, daß der heilige Herr es nicht so verstanden

haben kann, daß er alle Wünsche, alles Begehren unseres Herzens, auch das unheilige befriedigen wolle. Wo Selbstsucht, irdischer Sinn, Bequemlichkeit, Leidensscheu, fleischliches Begehren, Geiz, Hochmut, wenn auch in feiner, verdeckter Weise unsere Gebete diktieren, und durch sie Befriedigung zu erlangen meinen, da wird man sich vergeblich auf diese Verheißung berufen. „Wo ich unrechtes vorhätte in meinem Herzen, so würde der Herr nicht hören" (Ps. 66, 18). „So wir etwas bitten nach seinem Willen, so höret er uns" (1. Joh. 5, 14). Wir können nicht wachsam genug sein über die Regungen unseres Herzens, um nicht die Verheißungen des Herrn zur Befriedigung eigener ungeheiligter Begierden benützen zu wollen. Wir sollen die herrlichen Worte unseres Herrn nicht abschwächen, nicht verkleinern; wir sollen sie in ihrer ganzen Größe und Herrlichkeit stehen lassen; aber wir sollen sie auch nicht mißbrauchen, sondern sie betend recht verstehen lernen und sie dann nach Jesu Sinn gebrauchen.

Wir können also sagen: Was immer ein gläubiges Gotteskind, das aufrichtig seinem Herrn leben, ihm dienen, ihm wohlgefallen will, bedarf, um sein Leben zur Ehre und Verherrlichung Gottes zu führen, um in seinem Teil das Reich Gottes in und außer ihm zu fördern, um Gottes heiligen Willen zu erfüllen durch sein Thun und Leiden, — das ist eingeschlossen in das Wort „alles". Es erhellt auch daraus zugleich, daß je mehr ein Christ mit und in Gott lebt, je mehr er sein Leben im Blick auf die Ewigkeit führt, desto mehr alle seine Bedürfnisse und Bitten, auch die persönlichen unter diese Verheißung des Herrn zu rechnen sind. Und umgekehrt: Je mehr ein Christ noch für diese Welt lebt, noch in ihr wurzelt, noch an ihr hängt, noch das Seine sucht und nicht das was Jesu Christi ist, desto mehr wird er sich hüten müssen, in seinem persönlichen Bitten sich auf diese Verheißungen zu berufen.

„**Glaubet nur**, daß ihr es empfangen werdet." Das ist die Bedingung, die der Herr seiner höchsten Gebetsverheißung beigiebt. Bei anderen Aussprüchen über das Gebet hat er, wie wir sehen werden, noch andere Bedingungen genannt. Hier aber, bei der herrlichsten Verheißung, steht nur diese. Es ist deshalb geboten, darüber nachzudenken und zu fragen, was der Herr mit dem Glauben meint.

Wenn die heilige Schrift vom Glauben redet, so meint sie immer dasselbe. Aber unsere Erklärung der Sache wird verschieden ausfallen, je nach dem Objekt, auf das sich gerade der Glaube bezieht. Es kann immer derselbe Weinstock, dieselbe Eiche oder Palme sein, die ich meine; aber meine Beschreibung wird anders ausfallen, je nachdem ich die Pflanze anschaue und schildere, ob ich die Wurzeln, die ihr das Leben reichen, oder den Stamm und die Zweige, oder die Blüten und Früchte zum Gegenstand meiner Betrachtung mache. So ist es auch mit der Pflanze des neuen Geisteslebens, dem Glauben. Denselben Glauben, durch den ich Vergebung der Sünden und Rechtfertigung empfange, brauche ich zum Wachstum in der Heiligung und zum erhörlichen Gebet. Und doch verhält sich der rechte Gebetsglaube zum Glauben der Bekehrung, wie die Frucht des Baumes zur Wurzel.

Für unseren jetzigen Zweck brauchen wir nicht eine Abhandlung über das Wesen des Glaubens im ganzen hier einzuschalten. Es genügt zu sagen, daß der Glaube, dem der Herr die Verheißung der Gebetserhörung giebt, nicht ein momentanes, vorübergehendes Aufwallen, sondern ein Leben, ein Leben der Gemeinschaft mit Gott, des Gehorsams, der Treue, der kindlichen Liebe zu Gott ist; ein Leben, in dem der Mensch seinen Gott erfährt, die Liebe Gottes erlebt, und aus diesem Leben kindliches Vertrauen zu Gott faßt. Nur in dem Maße unseres Gemeinschaftslebens mit Gott wächst auch unser Zutrauen zu

Gott. In dem Maße als wir los werden von uns selbst und der uns umgebenden Welt, werden wir eins mit Gott, wird er unser ein und alles. Der Herr Jesus drückt, was er hier Glauben nennt, ein anderesmal so aus: „So ihr in mir bleibet und meine Worte in euch bleiben, werdet ihr bitten was ihr wollt, und es wird euch widerfahren“ (Joh. 15, 7). Dieses Leben der intimen Gemeinschaft mit dem Herrn ruht auf der Erkenntnis unserer eigenen absoluten Hilflosigkeit, die uns treibt, eine Zuflucht zu suchen und uns dahin führt, von jeder anderen abzusehen, jedem Ding zu mißtrauen und „den Höchsten uns zur Zuflucht zu wählen“ (Ps. 91, 9). Es ruht ferner auf dem tiefen Bewußtsein unserer Unwürdigkeit vor Gott, die nichts verdient, sondern nur von Gnade lebt. „Wir liegen vor dir, nicht auf unsere Gerechtigkeit, sondern auf deine große Barmherzigkeit. Ach Herr, höre; ach Herr, sei gnädig; ach Herr, merke auf und thue es und verzeuch nicht, um dein selbst willen, mein Gott!“ (Dan. 9, 18. 19.) Dieses Gemeinschaftsleben des Glaubens ruht endlich auf unserer Erfahrung der Liebe Gottes. Je mehr wir Gottes Liebe erfahren und erkennen, desto mehr wird unser Zutrauen zu ihm wachsen. Denn daß Gott thun könne, was wir von ihm erbitten, das zu glauben geht uns nicht schwer. Aber daß er es thun wolle, daß er es uns thun wolle, das geht dem Herzen oft recht schwer zu glauben. Und warum? Weil es uns schwer wird zu begreifen und anzunehmen, daß der Gott, der doch auf das Geringe, das Niedrige sieht im Himmel und auf Erden, auch auf uns sieht, auf uns achtet, uns liebt; daß er, als er die Welt wollte, auch uns, auch mich in ihr wollte; daß er, ehe ich da war (Jerem. 1, 5), mich kannte, mich liebte, mich nun liebt, mich zur Erkenntnis seiner und seines heiligen Willens führte und nun nichts geringeres beabsichtigt, als daß ich sein Kind, sein Tempel werde, daß ich ihn recht kennen lerne, daß

ich über ihn und die Schätze seiner Güte verfüge — ihn zu verherrlichen und mich selbst zu beglücken. Des Menschen Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding. Trotzig, wenn es ohne Gott dasteht, verzagt, wenn es Gott gegenüber steht. Und doch sollte es umgekehrt sein. Es wird so werden, — verzagt ohne Gott, dagegen froh, mutig, kühn mit Gott, je mehr es Gottes Liebe und seinen eigenen Wert in Gottes Augen erkennen und glauben lernt. Unsere Demut ist oft eine falsche, eine verzagte, eine krankhafte. Die rechte Demut lernen wir bei dem kananäischen Weibe (Matth. 15, 22—28). Sie ist der Boden, auf dem der kühne Glaube wächst.

Das Gebet des Glaubens hat die Welt umgestaltet in das, was sie heute ist. Das Gebet des Glaubens allein kann sie weiter umgestalten in das, was sie noch werden soll. Dazu muß es im Leben der einzelnen, in den Familien, wo es so oft ergreifenden Erfolg bewies, wie in den Trägern der Reichsgottessache, wieder mehr den allesbeherrschenden Platz einnehmen. Es muß zum Boden, zum Standpunkt des christlichen Lebens allerwärts gemacht werden. Jeder Christ an seinem Orte muß glaubend und bittend mehr vom Herrn erwarten, als wir es zu thun gewohnt sind. Dann wird er auch uns seine Verheißungen mehr bestätigen und uns seine Herrlichkeit schauen lassen können.

Wir haben diese hohe Verheißung des Herrn an den Anfang unserer Betrachtungen gestellt, um das herrliche Ziel, das uns gesteckt ist, sowie unser weites Zurückbleiben hinter demselben zuerst daran zu zeigen.

Der Herr ist mit den Seinen inbezug auf die Unterweisung im Gebet einen geordneten Stufengang gegangen. Gleich in der ersten Zeit seiner öffentlichen Arbeit, in der Bergpredigt, stellt er der ausgearteten pharisäischen Gebets-

weise die neue christliche des Geistes und der Wahrheit gegenüber. Doch hat er nicht sofort seinen Zuhörern die ganze Höhe und Herrlichkeit derselben gezeigt. Sie mußten erst dazu erzogen werden, innerlich dazu heranreifen, um sie verstehen und fassen zu können. Nur nach und nach enthüllte er den Seinen den Reichtum der Schätze, die im gläubigen Gebete beschlossen liegen. Zwar findet im Gebetsunterrichte des Herrn inbezug auf die Form von Anfang bis zu Ende kein sonderlicher Unterschied statt. Bitten, — kindlich, gläubig, gemeinsam, in seinem Namen, nach Anleitung des Vaterunsers bitten, — das ist seine Mahnung von Anfang bis zu Ende. Allein inbezug auf die Verheißungen, die er zu verschiedenen Zeiten dem Gebete beilegt, findet ein bedeutungsvoller Unterschied zwischen seinen ersten und letzten Aussprüchen übers Bitten statt. Die Verheißung richtet sich nach dem innern Herzensstande des Betenden. Je nach dem Wachstum des Glaubenslebens, je nach dem Herzensstande zu Gott, gestaltet sich dem Bittenden die Erhörung. Es ist daher wichtig, daß wir die einzelnen Unterweisungen des Herrn, wie sie uns überliefert sind, in ihrer fortschreitenden Entwicklung uns vergegenwärtigen, die jedesmaligen Bedingungen und Verheißungen uns klar machen, um so sie uns anzueignen und von Stufe zu Stufe innerlich mit ihnen heranzureifen zu vollkommeneren Betern.

II.

Ein leichter Anfang. (Bittet, so werdet ihr nehmen.)

Matth. 7, 7—11.

---

1. Unsere vielen Bedürfnisse und deren Stillung.

Des Menschen Leben ist eine Kette von Bedürfnissen von der Wiege bis zum Grabe. Unzählig sind sie in ihrer Reihenfolge Tag für Tag und tief verschieden nach Alter, Stand, Beruf, in gesunden und kranken Tagen. Wir haben leibliche und geistige, zeitliche und ewige, persönliche und gemeinsame, allgemeine und besondere Bedürfnisse. Und über alle gilt das Wort des Johannes: „Der Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel“ (Joh. 3, 27).

Die Worte des Herrn: Bittet, suchet, klopfet an, setzen diese Bedürfnisse voraus und richten sich eben an solche Menschen, die sie erkennen und ihre Stillung begehren. Der Herr hält uns alle für Bedürftige, und er hat damit recht, denn wir sind es. — Wer bittet? Offenbar der, der dringende Bedürfnisse hat, die er selbst nicht befriedigen kann: der Arme, der keinen Verdienst hat und doch Brot braucht; der Kranke, der sich nicht selbst helfen

kann; der Elende, der Bekümmerte, der Hilflose, der sich nicht selbst retten kann, — der nimmt seine Zuflucht zum Bitten. Wenn uns nun der Herr auffordert: bittet, so sagt er uns damit, daß wir alle Arme, Kranke, Elende, Hilflose seien, die sich nicht selbst retten, nicht selbst helfen, nicht selbst versorgen können. Er hält uns für Leute, die täglich der Hilfe Gottes bedürfen. Und in der That sollte diese so einfache Wahrheit jedem Menschen von Haus aus klar sein und durch die tägliche Erfahrung immer aufs neue bestätigt werden. Sind wir doch nicht Herren über unser Leben, unsere Gesundheit, unseren Verdienst, unser Wohlergehen, unser Glück. Lägen diese Dinge, die uns doch so nahe berühren, in unseren Händen, so gäbe es keine unglücklichen Menschen; niemand würde krank und die meisten Menschen stürben nie, wenigstens nicht zu der Zeit, wo sie sterben müssen. Da nun unserer Bedürfnisse so viele sind für die Vergangenheit, die Gegenwart, die Zukunft, fürs Leben und fürs Sterben, für uns und für andere: — da uns der Herr so freundliche Erlaubnis, ja so dringende Ermahnung giebt, unsere Bedürfnisse bittend vor dem großen Gotte kund werden zu lassen: so sollte doch jeder diesen leichten Weg versuchen und von diesem herrlichen Recht Gebrauch machen. Wenn ich durch treues, kindliches Bitten meinen und der Meinigen Lebensweg freundlicher und froher gestalten kann, wäre ich nicht ein Thor, mich fruchtlos selbst zu quälen und diesen einfachen Weg nicht zu gehen? Es ist wahrlich unbegreiflich, daß es Menschen geben kann, die an Gott glauben, die sein Wort kennen und die doch gebetlos über die Erde gehen.

Bittet, so werdet ihr nehmen, sagt der Herr, und wer den Herrn kennt, der weiß auch, daß seinem Worte zu trauen ist, daß er die Seinen nicht täuscht. Er sagt uns aber damit: Bitte, denn das Gebet hilft und nützt etwas. Bitte, denn du empfängst etwas auf dein Bitten. Bitte, denn auf diese Weise erlangst du Stillung deiner

Bedürfnisse. Der Sohn Gottes sagt uns damit, daß sein Vater auf unsere Gebete achte, daß Er, der das Ohr gepflanzet hat, höre, daß er sich erbitten lasse, daß er sich vom gläubigen Beter überwinden lasse, daß er auf unser Gebet hin uns schenke, was uns ohne Gebet nicht zu teil geworden wäre. Ist es eine unzweifelhafte Wahrheit, daß unser Wohl und Wehe nicht in unsern, sondern in Gottes Händen liegt, und ist es wahr, daß Gott dem giebt, der ihn bittet, so steht auch das fest, daß der Mensch sich selbst straft, sich selbst enterbt, der nicht vor allem seine Bedürfnisse bittend vor Gott bringt. Wie viel offenbare und verborgene Not würde gestillt, wie viel Not würde gar nicht eintreten, wenn die Menschen von frühe an sich die heilige Gewohnheit des Bittens angewöhnen wollten, wenn sie ihr Leben von Anfang an mehr unter das Gebet stellen, und all ihr Thun, ihr Wünschen und Streben mit Gebet und Flehen zum Herrn durchflechten würden. Die eigene Erfahrung sollte jeden Vater und jede Mutter dahin führen, daß sie ihre Kinder von frühe an ermahnen, auf das Gebet und damit auf den Segen Gottes ihr Vertrauen zu setzen. Denn wer in einem längeren Leben das nicht gemerkt und gelernt hat, daß an Gottes Segen alles gelegen ist, der muß doch entsetzlich leichtsinnig und gedankenlos seinen Weg gegangen sein.

Es geht kein Mensch über die Erde, so reich und so hochgestellt er sein möge, der nicht je und je genötigt wäre, sich bittend an andere Menschen zu wenden. Keiner ist sich selbst genug. Keiner kann den Beistand der anderen ganz entbehren. Von Jugend auf gewöhnt uns Gott ans Bitten. Und wieviel wird von Menschen bei Menschen gebeten und gebettelt, — und wie so oft vergeblich! Und diese selben Menschen, die so aufs Bitten angewiesen sind, die es meist so gut verstehen, und die so oft nichts damit erreichen, — sie können sich so schwer entschließen, mit ihrem Bitten sich an den reichen, barmherzigen Gott zu

wenden, der sie doch so freundlich dazu auffordert: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten."

Wir wollen hier nicht auf den oft gehörten Einwurf eingehen, daß das Bitten bei Gott auch nicht immer helfe. Wir kommen später und wohl bei verschiedenen Gelegenheiten noch auf ihn zu sprechen. Jetzt wollen wir nur das recht betonen und zu Herzen nehmen: Der Herr sagt, bittet, so werdet ihr empfangen; das Bitten verstehen wir, denn wir haben es von Jugend auf gelernt; die Not des Lebens zeigt uns, daß wir ohne Gott nicht durchkommen: — also wollen wir keine Thoren sein, sondern auf Grund von Gottes Wort ihn mit unseren Bedürfnissen anlaufen, täglich, kindlich, ernstlich, vertrauensvoll, unabläßig. Und was sich an viel Tausend treuen Betern bewährt hat, das wird sich gewiß auch an uns bewähren: „Zu dem Herrn schrie ich mit meinem Munde, und Preis ist nun auf meiner Zunge" (Ps. 66, 17). „Da dieser Elende rief, hörete der Herr, und half ihm aus allen seinen Nöten" (Ps. 34, 7).

Der Herr fügt aber seiner Mahnung zum Bitten noch zwei Ausdrücke bei, die gewiß nicht bedeutungslos sind: suchet, klopfet an. Diese Worte enthalten zunächst eine Steigerung, eine Aufforderung zum dringenden Anhalten im Gebet; doch nicht nur das.

Suchet, so werdet ihr finden. Wer sucht etwas? Wer etwas verloren hat, das ihm teuer ist, das er notwendig braucht, das zu seinem Leben, zu seinem Wohlsein unentbehrlich ist. Geht das Bitten zunächst auf solche Dinge die wir haben sollten, die wir uns aber in unserer Hilflosigkeit nicht selbst verschaffen können, so geht wohl das Suchen auf solche, deren Wert wir bereits aus Erfahrung schätzen gelernt, die wir besessen, aber wieder verloren haben. Was kann nun aber der Mensch, der nichts in die Welt bringt, in seinem Leben verlieren? Was hast du, lieber Leser, verloren? Es ist gut, ja es ist schon viel gewonnen, wenn man sich seine Bedürfnisse und seine

Verluste nur einmal recht klar macht. Wir würden dadurch oft finden, daß unser Mangel viel größer ist als er scheint, und wir würden weniger leichtsinnig dahin gehen. Oft aber würden wir auch erkennen, daß wir keine Ursache haben, so traurig, so mißstimmt, so unzufrieden dareinzuschauen. Zuweilen stillestehen, vor Gott seine Bilanz machen, prüfen, was man hatte, was man noch hat, was man gewonnen oder verloren, was man absolut mehr haben muß, oder was man besser entbehren würde, — das ist jedenfalls eine heilsame Uebung. Wenn wir vor Gott treten, so sollen wir doch vor allem wissen, was uns fehlt, was wir brauchen, was wir wollen, wirklich wollen, ernstlich wollen. Das verlangen ja schon die Menschen von einander. Das verlangt selbst eine Mutter von ihrem noch kleinen Kinde. Unser Gott muß aber so oft Beter vor sich jammern hören, die gar nicht recht wissen, wo es ihnen fehlt und was sie eigentlich wollen.

Verloren! Was hat doch die Menschheit im ganzen verloren! Wer könnte ausdenken alles, was Gott den Menschen zugedacht hatte, als er sie ins Dasein rief: all die Herrlichkeit, den Reichtum, die Macht, den Frieden, die Harmonie, das Glück, die Wonne und Freude! Durch die Sünde ging alles verloren und ist dafür über uns gekommen Jammer, Mühe, Sorgen, Schmerzen, Weh, Leiden und Thränen ohne Zahl. Die Menschen gewöhnen sich leider an diesen Zustand, als müßte es so sein, und denken wenig nach über den unermeßlichen Verlust, den wir erlitten. Jeder trachtet nur danach, in dem allgemeinen Ruin sich selbst so gut und so sicher wie möglich einzurichten und sich gegen weiteren persönlichen Verlust zu schützen. Und doch, — wo ist Sicherheit? Im Ruin des Ganzen ist unser persönlicher Ruin beschlossen. Wir haben alles verloren. Was wir noch etwa zu haben meinen, woran wir etwa noch glauben das Herz hängen und es befriedigen zu können, das genügt ihm nicht, und wenn

es ihm genügte, so bleibt es ihm nicht. Stück für Stück geht verloren, — ging vielleicht schon verloren, geht jedenfalls einmal verloren. Du besitzest das frohe, harmlose Glück deiner Kindheit nicht mehr. Du hast vielleicht das irdische Erbe deines Vaters, oder den Erwerb aus deinem eigenen Schweiß eingebüßt. Du hast deine Gesundheit, dein Kind oder deinen Gatten verloren, und das einst glückliche Leben ist traurig und öde geworden. Dir mangelt der Friede des Herzens oder der Friede in deinem Hause. Du seufzest unter dem Verlust deines guten Namens, oder gehst einher unter dem Druck eines belasteten Gewissens. Alles Arbeiten und Gewinnen in der Welt wiegt das nicht auf, was täglich den einzelnen verloren geht an Dingen, die — ich will nicht sagen das Leben glücklich -- aber die es erträglich machen. Kein Mensch ist ganz glücklich. Jeder leidet und trauert, wenn auch nur im geheimen, unter einem Verlust, unter einem besonderen oder unter dem allgemeinen. Was hast du verloren? Kennst du deinen ganzen Verlust? Willst du das Verlorene nicht wieder haben? Es giebt Dinge, die müssen wir wieder haben. Sie gehören so sehr zu unserem Wohlsein, daß wir ewig unglücklich wären, wenn wir sie nicht wieder fänden.

Suchet, so werdet ihr finden, ruft uns der Heiland zu. Der Verlust der Menschheit, so unendlich er ist, dein persönlicher Verlust, so groß er sein mag, ist also kein unwiederbringlicher. Was wir verloren haben, ist nicht für immer verloren; es liegt irgendwo, es ist wieder zu finden. Wir müssen nur suchen, nur am rechten Ort es suchen. Das ist eine große, ja die allergrößte Nachricht für eine arme, bankrotte, unglückliche Welt. Alles, was wir eingebüßt haben, ist eigentlich nicht verloren, es ist in Gottes Hand gefallen. Dort können wir es wieder holen, aber wir müssen es dort suchen. Das Paradies der Menschheit, das ganze Glück, die volle Freude und

Wonne, die selige Harmonie, wozu wir uns geschaffen fühlen; dein persönlicher Reichtum, dein väterliches Erbe, deine Ehre, dein Kind, dein Friede — alles, alles, was du in dieser Welt verloren haben magst, du findest es wieder schöner, reiner, herrlicher, besser bei deinem Gott, wenn du es dort suchst. Wir müssen vor allem unsern Gott selbst suchen. Daß wir ihn verloren haben, darin liegt all unser Verlust. Daß wir ihn suchen, ihn finden, immer mehr, immer völliger, darin liegt unser höchster Gewinn. Ohne Gott hat der Mensch alles verloren, auch sich selbst. Mit seinem Gott findet er alles wieder, und mehr als er gekannt und begehrt. Suchet, so werdet ihr finden. „So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen", spricht der Herr.

Klopfet an, so wird euch aufgethan. Wer klopft an? Wer draußen steht und nicht selbst die Thüre öffnen kann, oder kein Recht hat einzutreten, wer sich erst anklopfend Erlaubnis dazu erbitten muß. — Wir sind alle draußen. Wir sind alle Gäste und Fremdlinge. Wir sind nicht zu Hause. Wir tragen aber ein Heimatsgefühl, ein Sehnen nach dem Vaterhause in uns, das uns nicht zur Ruhe kommen läßt, bis wir die Heimat gefunden haben, bis wir drinnen sind. Wir sind der verlorene Sohn im fremden Lande. Alle Güter, alles Glück, das unser Herz ersehnt, liegt aber beim Vater, im Vaterhause. Dorthin müssen wir bußfertig und demütig, wie der verlorene Sohn im Gleichnis, den Weg nehmen und nicht ruhen, bis wir beim Vater sind. Wir haben kein Recht an ihn und kein Recht an die Güter seines Hauses. Wir müssen bittend, anklopfend uns an seine Barmherzigkeit wenden. Das ist der einzige Weg zum Leben, zum Glück, zum verlorenen Paradiese, — es ist ein sicherer Weg. Denn „wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen", spricht der Herr.

Bitten, Suchen, Anklopfen, — das sind die Mittel, die uns der König des Gottesreiches zu benützen auffordert, um alle Dinge, zeitliche und ewige, uns zu erwerben, die wir bedürfen. Auf der einen Seite steht der reiche Herr, dem alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden, und auf der anderen eine arme, kranke, hilflose Menschheit, die nur von seinen Gaben lebt. Das Bindeglied zwischen beiden ist nach seinem eigenen Wort das gläubige Bitten, Suchen, Anklopfen. Dadurch soll sein Reichtum, den er nur für uns hat, uns zu teil werden. Das ist so einfach, so leicht und doch so groß und herrlich für uns, daß wir über die Maßen glücklich sein sollten, auch wenn wir sonst nichts wüßten und hätten, als dieses Wort. Allein, der Herr geht noch weiter. Er kennt das ungläubige und verzagte Menschenherz, an dem oft die herrlichsten Gottesworte nicht haften wollen. Er sucht alle Einwendungen zu widerlegen, alle Mutlosigkeit zu überwinden.

Er bringt deshalb noch

2. Herzliche Ermutigungen.

„Denn wer da bittet, der empfängt; und wer da suchet, der findet; und wer da anklopfet, dem wird aufgethan." — Schaue doch um dich, will der Herr sagen, mache doch die Augen auf und merke, wie es im täglichen Leben, wie es unter euch Menschen geht. Wo immer unter euch ein Bedürftiger ist, der bittet, — wenn er nur das Bitten ein wenig versteht, so kommt er zu seinem Zwecke, er findet Hilfe, er findet unter euch mitleidige Menschen. die ihm geben. Also schon unter euch Menschen geht ein armer Bettler nicht leer aus, sondern empfängt die Stillung seiner Not, — das ist die Regel. Wo das einmal nicht geschähe, wo ein Bedürftiger trotz seines Bittens

bei allen Menschen leer ausginge, da wäre es eine Ausnahme. Schon unter euch ist es Sitte, daß der Reiche dem Armen hilft. Schon unter euch wäre es unglaublich, unerhört, wenn ein Unglücklicher einen Glücklichen um eine Hilfe aus dringender Not anflehte und nicht erhört würde. „Wer bittet, der empfängt" — das ist die Regel bei euch, das könnt ihr täglich um euch herum und bei euch selbst erleben. Und aus dieser offenkundigen, täglichen Erfahrung möget ihr nicht den Schluß ziehen, daß es auch vor Gott gilt, ja daß es bei ihm in viel herrlicherer Weise gilt: „Wer da bittet, der empfängt"? Wie denn, — Menschen helfen ihren bettelnden Mitmenschen, und Gott sollte nicht seinen bekümmerten, bittenden Kindern helfen?

Doch der Herr zieht den Schluß nicht gleich. Mit liebendem Suchen verweilt er bei dem Bilde und trachtet, uns jeden Zweifel an Gottes Erhörung unseres Gebetes zu nehmen. — „Wer sucht, der findet, wer anklopft, dem wird aufgethan", — auch das ist unter euch Menschen die Regel, die tägliche Erfahrung, will der Herr sagen. Wenn du nur weißt, **was** du verloren und **wo** du es verloren hast, so wirst du, wenn du ernstlich suchst, es wiederfinden. Wo aber gäbe es unter euch gar einen Menschen, der im behaglichen Hause sitzend, wenn es draußen stürmt, einen Unglücklichen, Frierenden, der an seiner Thüre pochte, stehen ließe und ihm nicht aufmachte? Ist es dir selbst in deinem Leben wohl auch nur einmal begegnet, daß du an eines Menschen Thüre klopftest, gehört wurdest und doch keinen Einlaß empfangen hättest? Und wenn dir einmal solches begegnet wäre, hättest du dich nicht darüber verwundert, als über etwas, das nicht in der Ordnung gewesen, das dir sonderbar, befremdlich vorgekommen wäre? Ist es nun schon so unter euch vielgeplagten, müden, oft selbstsüchtigen Menschen, wie könnt ihr denn dem barmherzigen Gott, der seine Kinder so freundlich zu sich ruft,

zutrauen, daß er einen Mühseligen und Beladenen vergeblich bei sich anklopfen lasse! Klopfet nur getrost an, es wird euch hier gewiß aufgethan.

Das Mitleid des Herrn mit uns verzagten Menschen kommt aber damit noch nicht zur Ruhe. Nochmals sinnt er nach, wie er uns Mut machen, uns Vertrauen erwecken könnte, und bringt alsbald das unbeschreiblich schöne Gleichnis vom Vater und Sohn: „Welcher ist unter euch Menschen (ein solcher Mensch), so ihn sein Sohn bittet um Brot, der ihm einen Stein biete? oder so er ihn bittet um einen Fisch, der ihm eine Schlange (etwas Gefährliches, Giftiges) biete? So denn ihr, die ihr doch arg seid, könnet dennoch euren Kindern gute Gaben geben.“ —

Es giebt Worte in der heiligen Schrift, die man nicht erklären kann, weil sie zu einfach, zu wahr, zu schön sind, deren Schönheit und Herrlichkeit man nur mit Bewunderung und Anbetung fühlen und gläubig dankbar im Herzen bewegen kann. Ein solches Wort ist dieses.

Zwar spricht der Herr darin über uns Menschen alle ein ernstes Urteil aus: „Ihr, die ihr doch arg seid.“ Er thut das nicht gerne; aber er muß es thun, um dann am Ende den Schluß auf das treue, erbarmungsreiche Herz seines Vaters desto herrlicher machen zu können. Er übertreibt indessen dabei nicht, er spricht bloß eine Wahrheit, freilich eine schmerzliche, eine erschütternde Wahrheit aus. Es ist leider so, wir sind alle arg, böse. Es hilft nichts, daß sich manche mit ihrem „guten Herzen“ trösten. Wir sind alle verdorbene Menschen. Jeder hat seine schwache Seite und ist in etwas, ist unter Umständen „arg.“ Wir sind keine ganzen, keine wirklichen, keine normalen Menschen mehr. Der Beste ist nicht gut. Wir sind alle verkümmerte, unvollendete Menschen. Kein Mensch ist ganz Mensch, ganz so, wie Gott den Menschen wollte und will. Alle bleiben weit hinter dem Ideal

zurück. Zwar sind wir Menschen auch in Bezug auf das Böse sehr verschieden von einander. Aber doch nur dem Grade nach, nicht absolut. Keiner darf dem andern Vorwürfe machen, keiner den andern richten. Jeder hat nur sich selbst zu richten und soll über sich selbst trauern, denn jeder ist „arg." Dieser gefallene Zustand zeigt sich am meisten in unserer offenbaren oder geheimen Selbstsucht. Mehr als mit allen äußeren Vergehen sündigen wir im Herzen gegen das Gebot der Gebote: „Du sollst lieben den Herrn, deinen Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüte und von allen deinen Kräften, — und deinen Nächsten wie dich selbst." Vor diesem Worte muß sich jeder als schuldig bekennen.

Und dennoch, sagt der Herr, ist euch Menschen in dem allgemeinen Ruin eures Wesens etwas geblieben, das die Sünde nicht vernichten konnte: das Erbarmen mit euren Kindern. Wohl kann ein Vater, eine Mutter innerlich tief heruntergekommen sein; wohl können sie gegen andere Menschen ihre Selbstsucht entsetzlich geltend machen, können hart, roh, grausam sein, können gefühllos und rücksichtslos handeln, — aber gegen ihre Kinder sind sie doch anders. Gegen sie üben sie Liebe; können nicht anders, als Mitleid haben, können nicht anders, als barmherzig sein, — das ist mächtiger als ihr Wesen, mächtiger als ihre böse Natur.

Ja, „die Liebe ist von Gott." Es gäbe keine Vaterliebe, keine Mutterliebe auf Erden, wenn sie nicht im Herzen Gottes wohnte und von ihm geschenkt wäre. Und alle Elternliebe auf Erden zusammengenommen reicht noch nicht an die Summe, an die Tiefe der Vaterliebe Gottes.

Kennst du die Liebe eines Vaters oder einer Mutter zu ihrem Kinde? Nicht jeder ist ja Vater, nicht jede ist Mutter. Aber jedes war einmal Kind. Wer selbst in armen Verhältnissen aufgewachsen ist, oder wer viel mit armen Leuten verkehrt, der kann nicht anders, als oft er-

greifende Erinnerungen haben. Oder hast du nie bemerkt, wie ein bekümmerter Vater, eine sorgenvolle Mutter, inmitten ihrer Kinderschar am spärlich versorgten Tische, obwohl noch hungrig, den Löffel ablegt, damit nur die Kinder satt werden? Oder hast du schon einmal gesehen, daß ein Vater oder eine Mutter, so hungrig sie sein mochten, das letzte Stück Brot gegessen hätten, wenn vor ihnen ihr hungriges Kind das Händchen nach dem Brote ausgestreckt hätte? Wenn du in deinem Leben das Glück, oder besser das Unglück gehabt hättest, von dieser Gottesherrlichkeit der aufopfernden Elternliebe nichts zu erleben, so schaue doch einmal in deinen Hühnerhof, oder zu dem Schwalbennest unter deinem Dache, und sieh, wie dort die Mutter fastet, bis erst die hungernden Jungen gesättigt sind, und lerne aus diesem Instinkt, den Gott in das Tier gelegt hat, schließen auf die bewußte Liebe einer Mutter und eines Vaters, und von da aus auf die alles schaffende Liebe deines Gottes. „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über das Kind ihres Leibes? und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch deiner nimmermehr vergessen."

Hast du noch deinen Vater? Ist er ein reicher Mann? Warst du ein gutes Kind? Nun selbst wenn du das nicht warst, selbst wenn du deinem Vater viel Traurigkeit bereitet hättest, du wärest aber in tiefer Not und wüßtest nicht mehr, wohin dich wenden; würdest du nicht den Entschluß fassen, reumütig dich an deinen Vater zu wenden, ihn aufrichtig um Vergebung zu bitten und ihn um Hilfe und Rettung aus deiner Not anzuflehen? Du würdest es gewiß thun? Und dein Vater, — würde er dich hart und kalt abweisen? Nimmermehr! Er würde sich freuen, daß ihm die Not sein Kind wieder ans Herz führte. Kennst du nicht die kleine Geschichte? Ein edler, reicher Vater hatte mehrere Kinder. Eines verließ im Ungehorsam das Vaterhaus und machte dem Vater Kummer und

Schande. Er erklärte feierlich, er wolle dieses Kind nicht mehr sehen, es solle nicht mehr sein Kind heißen, soll kein Vaterhaus mehr haben, soll enterbt sein und sein Name soll nicht mehr in seiner Gegenwart genannt werden. Eine tiefe Traurigkeit lagerte sich von da an über die Bewohner des Hauses. Nach langer Zeit kommt ein armer, heruntergekommener, kranker Mensch, wirft sich dem erstaunten Hausherrn zu Füßen, kann nicht reden, nur Thränen rollen über das bleiche, kranke Gesicht. „Holet rasch den Arzt!“ ruft eine erschütternde Stimme. „Armes, armes Kind, bist du's!“ „Herr Doktor, machen Sie, was Sie können; retten Sie mein armes, krankes Kind!“ — Es ist die alte Geschichte, die schon überall auf der Erde passierte. Sie ereignet sich aber unzähligemal zwischen Himmel und Erde und die Beschreibung davon steht, mit himmlischem Griffel gezeichnet, in Lukas Kap. 15: „Denn wie viel ich wider ihn geredet habe, gedenke ich doch wohl noch an ihn. Darum bricht mir mein Herz gegen ihn, daß ich mich seiner erbarmen muß, spricht der Herr“ (Jerem. 31,20).

---

3. Trostvolle Logik für Verzagte.

„Wie viel mehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten!“ Mit diesen Worten zieht der Herr den herrlichen, köstlichen Schluß aus seiner Mahnung zum Gebet. Dieser Schluß enthält viel mehr, als man auf den ersten Blick meint. Wir wollen ihn deshalb auch etwas näher betrachten.

a. Wie viel mehr!

„Wie viel mehr“ wird Gott dem Bittenden geben, als ihr Menschen! Damit stellt uns der Herr einfach vor ein Rechenexempel! Würde der Herr sagen: Ihr

Menschen gebet dem Bittenden, — Gott giebt auch denen, die ihn bitten, so wäre jedem der Schluß verständlich. Würde er sagen: Gott giebt noch lieber, noch freundlicher, als ihr Menschen, denn er ist besser als ihr und will sich nicht von euch argen Leuten übertreffen und beschämen lassen, so wäre auch das jedem einleuchtend, der an das Dasein eines allmächtigen und allgütigen Gottes glaubt. Und in der That meinen auch die meisten Bibelleser, das sei es, was der Herr uns mit diesem Worte sagen wolle. Allerdings will er das sagen, aber gewiß nicht nur das. Das kühne Wort: „Wie viel mehr“ — fordert uns zu einem Vergleich auf. Und jemehr wir darüber nachsinnen und einen Vergleich suchen, desto mehr müssen wir erkennen, daß es keinen solchen giebt. Unermeßlich viel mehr, — muß der Schluß lauten, den wir aus Jesu Wort ziehen sollen. So viel der dreimal Heilige, der in einem Lichte wohnt, da niemand zukommen kann, reiner ist als wir arge Menschen; so viel der Hohe und Erhabene mächtiger ist als wir in unserer Ohnmacht; so viel er, von dem alle guten Gaben kommen, reicher ist, als wir Arme; so viel er, dessen ganzes Wesen Liebe ist, der seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute, von dessen Güte die Erde voll ist, barmherziger und gütiger ist als wir, deren Liebe nur ein Tropfen aus dem Ozean seines Wesens ist: — um so viel mehr wird auch er Gutes geben denen, die ihn bitten. Der beste Mensch, ja die Güte aller guten Menschen zusammengenommen, besteht nicht den Vergleich mit der Güte und dem Erbarmen unseres Gottes gegen die, die mit kindlichem Vertrauen ihn anrufen. Das will des Heilandes Wort uns sagen. „Wen solche Lehren nicht erfreu'n, verdienet nicht ein Mensch zu sein.“ „Aber wer glaubt unserer Predigt?“

Wenn geplagte Menschen sich entschließen, bei ihren Mitmenschen um Hilfe zu bitten, so suchen sie gewöhnlich solche Leute auf, bei denen sie wenigstens die zwei Eigen-

schaften vermuten dürfen, daß sie helfen können, und ein williges Herz zum Helfen haben. Denn fehlt die eine oder die andere dieser Eigenschaften, so macht der Bittende seinen Gang vergeblich, das weiß er wohl. Wie selten aber finden sich unter den Menschen diese zwei Dinge so recht freundlich und reichlich beisammen. Es giebt ja gewiß manche reiche und dabei recht barmherzig gesinnte Menschen. Aber sie bilden in der großen Masse unseres Geschlechts doch eine recht kleine Ausnahme und können deshalb, weil sie zu wenige sind, auch nicht immer helfen wie sie möchten. In höchster Vollendung aber und in seligster Harmonie vereinigt unser Gott diese beiden Eigenschaften, die für Bedürftige so wichtig sind: Er ist der Reichste und der absolut Gütige. Ja, er vereinigt damit noch eine weitere, unter uns fast ganz ausgestorbene Eigenschaft, nämlich die, daß er die Bettler gerne hat, sie geradezu auffordert, recht oft und mit allen ihren Anliegen zu ihm zu kommen. Darum nur getrost! „Hoffet auf ihn allezeit, liebe Leute, schüttet euer Herz vor ihm aus, Gott ist unsere Zuversicht“ (Ps. 62, 9). „Alle eure Sorgen werfet auf ihn, denn er sorget für euch“ (1 Pet. 5, 7).

b. Immerdar Gutes.

„Wie viel mehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten.“ Es ist der erste uns berichtete Gebetsunterricht des Herrn an seine Jünger, den wir hier besprechen, und wie lieblich und trostvoll ist gleich diese erste Verheißung für den gläubigen Beter. Freilich hat er am Ende seiner Erziehungsarbeit den Jüngern noch viel herrlichere Verheißungen gegeben: „Was immer ihr bittet in meinem Namen, das will ich thun.“ Allein schon diese erste Verheißung an Anfänger im Gebetsleben ist überaus köstlich und ermunternd. Wenn wir

keine andere Zusage aus des Herrn Munde hätten als die, so könnten wir uns schon damit völlig zufrieden geben. Denn es liegt in diesem Wort des Herrn die doppelte Versicherung, daß Gott jedes aufrichtige Gebet erhört, und daß er dem Beter immer etwas Gutes auf sein Gebet hin schenkt. O, wie sollte uns doch ein solches Wort aus dem Munde des Sohnes Gottes zum beständigen Bitten und Flehen im Geiste antreiben!

Gutes! Das ist es, was alle Menschen brauchen, und was alle suchen und begehren für sich und die Ihrigen. Der Weg zur Erlangung des Guten ist uns hier gezeigt. Er ist einfach, so einfach, daß auch die Einfältigen ihn finden können. Die Arbeit des Bittens beim Herrn ist eine selige. Wer sie thut, der wird einst in der Ewigkeit erkennen, daß unter all seinem Thun auf Erden dieses das wichtigste, gesegnetste und erfolgreichste war. Alles Gute kommt von Gott; Gott giebt nur Gutes; er giebt immer Gutes denen, die ihn bitten. Wie herrlich und köstlich ist doch das!

Zwar enthält diese Ermahnung eine weise Beschränkung, jedoch eine so tröstliche, daß sich ein kindlicher Glaube leicht darein findet, ja gerade durch sie recht zur Ruhe kommt. Nicht gleich und nicht immer das, was du willst, um was du bittest, verheißt dir der Herr. Und es ist wichtig, daß wir uns diesen Gedanken des Herrn recht klar machen. Viele Menschen werden ja gerade dadurch in ihrem Beten entmutigt, daß sie meinen, der Herr müsse ihnen gerade so aufwarten, wie sie es wollen, wie sie es wünschen und erwarten. Kommt es dann nicht so, so werden sie gleich müde und zweifelhaft über die Wirkung des Gebets und merken es selbst dann nicht, wenn sie Gott dennoch erhörte und ihnen half, nur deswegen, weil er ihnen in anderer Weise, auf anderem Wege, durch andere Mittel, zu anderer Zeit half, als sie es dachten und es erwarteten. Die meisten Beter machen es

im Anfang ihrer Bekehrung, wie der Feldhauptmann Naeman von Syrien. Dieser hohe Herr kam ins Land Israel, um durch den Propheten Elisa sich von seinem Aussatze heilen zu lassen. Der Prophet schickte ihn an den Jordan, er solle sich dort siebenmal untertauchen, so werde er von seinem Aussatz rein. Da erzürnte Naeman und zog weg und sprach, d. h. brummte: „Siehe, ich meinte, er sollte zu mir herauskommen und hertreten und den Namen des Herrn, seines Gottes, anrufen, und mit seiner Hand über die (kranke) Stätte fahren, und den Aussatz also abthun" (2 Könige 5). Der Mann hat es sich also ganz genau ausgedacht, wie es zugehen müsse, wenn er durch den Propheten geheilt werden solle. Als die Sache aber anders kam, als der Prophet ein ganz anderes Verfahren einschlug, da war es um sein Vertrauen in den Propheten und in den Gott Israels geschehen. Murrend wandte er um. Seine vernünftigeren Diener legten sich ehrerbietig ins Mittel, und alles wurde noch gut. Aber dieser Naeman ist ein recht charakteristischer Typus von vielen tausend christlichen Betern, die heute noch dem lieben Gott solche Bedingungen stellen, unter denen allein sie ihre Gebetserhörung erwarten. Kommt sie nicht so, dann stehen sie da wie weiland Naeman. Leider haben diese Beter nicht immer vernünftigere Diener um sich, die sie von ihren vorgefaßten Meinungen abbringen und ihnen ein Licht über Gottes Wege und Art anzünden können. Und so muß sich bis auf den heutigen Tag der liebe Gott verschreien lassen, als könne er nichts oder als wolle er nicht helfen, als seien seine Verheißungen zwar schön, aber nicht zuverlässig.

Es ist eine allbekannte Thatsache, daß jedem Beter manche Gebete scheinbar gar nicht, andere nicht so, wie er es erwartet, erhört werden. Und wir thun gut, darüber nachzudenken und uns dieses Problem klarzumachen. Der Herr selbst zeigt uns in dem Beispiel von Vater und

Sohn den Weg dazu. Giebt ein Vater oder eine Mutter ihrem Kinde alles, um was es bittet? Gewiß nicht. Und warum denn nicht? Weil das Kind oft um Dinge bittet, die ihm schädlich und gefährlich wären, oft auch um solche, die es noch nicht versteht, noch nicht würdigen kann, die es verderben würde. Wenn das noch kleine Kind zu seinem Spiele der Mutter Schere oder des Vaters Rasiermesser verlangte, so würde die Mutter auch dem heftigsten Bitten widerstehen, weil sie wohl weiß, durch Nachgeben kann sich das Kind ein großes Unglück zuziehen. Wenn das Kind des Vaters Uhr verlangt, um damit zu spielen, so wird die Mutter auch das nicht gewähren, so sehr das Kind drängt und meint, eine Uhr, an der der Vater so große Freude hat und sie so oft anschaut, sei für sein Glück, für seine kleine Welt notwendig. Die Uhr würde zwar dem Kinde nicht schaden, aber das Kind der Uhr. Später, wenn das Kind reifer geworden, giebt dann der Vater ihm eine Uhr, wenn es am wenigsten daran denkt. Aber was thut die Mutter in solchem Falle? Sie sucht das Kind zu beschwichtigen und giebt ihm etwas anderes, „etwas Gutes." — Wie oft aber gleichen wir in unserem Gebet vor Gott solch unverständigen Kindern. Wir meinen, wenn wir nur diese oder jene Gabe empfingen, wenn uns nur diese oder jene unangenehme Sache abgenommen würde, so wäre unser Glück voll und wir wären zufriedene, dankbare Gotteskinder. Der Herr aber sieht wohl, wie schädlich uns der Zustand wäre, den wir begehren, darum hilft er uns oft nicht so, wie wir es wünschen. „Du meinest nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist." Wir sind eben zu sehr gewohnt, unser Leben vom Standpunkt dieser Zeit aus und oft nach dem augenblicklichen Zustand zu beurteilen. Unser Gott aber hat einen anderen Maßstab für die Beurteilung unseres Lebens und dessen, was uns frommt. Er beurteilt unsere Fremdlingschaft und Bedürfnisse vom Standpunkte des ewigen Lebens, vom Boden

unserer ewigen Heimat aus. Daß sich aber von dort aus alles anders ansieht als hienieden, das werden wir, wenn wir am Ziele sind, selbst erkennen. Dort werden wir auch, ich bin dessen gewiß, dem Herrn inniger danken für das, was er uns hienieden verweigert hat, als für das, was er uns je und je irdisch Gutes gab. Denn wir werden dann erkennen, wie ungeschickt wir waren, wie viel Not wir unserem Gott machten, und wie viel schwerer ihm das Verweigern, als das Geben wurde.

Muß uns aber der Herr in seiner Weisheit und Güte die Erfüllung mancher Bitte in der Form, wie wir sie stellen, verweigern, so ist damit noch nicht gesagt, daß unser Gebet vergeblich war. Der Herr verwahrt sich ausdrücklich dagegen, wenn er sagt: „Bittet, so werdet ihr nehmen." „Also wird auch euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten." Kann er uns gerade das, um was wir baten, nicht geben, so wird er uns doch nicht leer ausgehen, nicht beschämt von seinem Angesichte weggehen lassen, sondern wird aus dem reichen Schatze seiner Güte uns eine „gute Gabe" schenken, das heißt, unser Gebet nach seinem väterlichen Sinne erhören. Und damit sollte sich doch jeder zufrieden geben können.

Freilich gehört dazu Glauben, Glauben in Gottes Vaterliebe und Vatertreue. „Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen." „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben", doch nicht zweifeln daran, daß „denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen." Wir möchten immer gleich schauen, auch in unserem Gebetsleben immer gleich den Erfolg handgreiflich sehen. Das Schauen, das Erkennen, das Verstehen der barmherzigen Wege Gottes kommt auch einmal, — und es wird alle Erwartung übertreffen und Ursache tiefer Beschämung für uns sein. Aber indessen gilt es oft zu glauben, auch ohne zu sehen; zu glauben unter allen Proben, daß Gottes Verheißungen wahr und treu sind; zu glauben, daß in aller Unbeständigkeit

dieses Lebens Gott beständig, zuverlässig, barmherzig ist und für das Schreien seiner Kinder ein väterliches Herz hat.

Wir sind nicht die ersten, die der Herr also führt. Die heilige Schrift ist voll von Beispielen, die uns zur Lehre und zum Troste geschrieben sind und die alle zeigen, daß Gott zu allen Zeiten die Seinen wunderlich führte und nicht ihren Willen durchgehen ließ. Eines der letzten und herrlichsten ist das des Apostels Paulus. „Ein Pfahl ist mir ins Fleisch gegeben; ein Satansengel schlägt mich mit Fäusten. Darüber ich dreimal zu dem Herrn gefleht habe, daß er von mir wiche. Aber der Herr hat zu mir gesagt: Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig" (2 Cor. 12, 7—9). Paulus hat über die Verweigerung seiner Bitte nachgedacht und die Ursache erkannt: „Auf daß ich mich nicht überhebe." Wie schmerzlich wäre es gewesen, wenn an dem Bilde dieses herrlichen Mannes Züge hervorgetreten wären, die ihn uns als einen hochmütigen, sich überhebenden Apostel erkennen ließen. Die Gefahr war da. Aber der Herr sorgte durch ein schweres Leiden und durch Verweigerung einer dringenden Bitte dafür, daß die Gefahr vermieden wurde, daß in alle Ewigkeit Paulus als einer dastehe, in dem Jesu Bild sich am reinsten ausprägte. Auf Erden, in seiner Arbeit kam er aber deshalb doch nicht zu kurz.

Bringe also getrost alle deine Bitten, alle deine Anliegen vor den Herrn, aber sei nicht eigensinnig, meine nicht, er müsse dir immer gerade so aufwarten, wie du es wünschest. Ueberlasse ohne Murren und ohne Zweifel, mit kindlicher Ergebung in seinen weisen und gnädigen Willen, mit herzlichem, freudigem Vertrauen in seine väterliche Güte ihm, dir zu geben, was er für besser findet. Laß dein Herz darin zur Ruhe kommen, ja sei dankbar dafür, daß er dich leitet nach seinem Rat (Ps. 73,24) und nicht nach deinem eigenen. Du fährst so gewiß viel besser.

c. Euer Vater im Himmel.

Es ist ein wichtiges Wörtlein, das der Herr in seine Ermahnung zum Gebet einfließen läßt, wenn er sagt: „Also wird auch euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten.“ Mir scheint, als habe dieses Wort das Hauptgewicht in der ganzen Rede. Auch das Gleichnis vom Vater und Sohn legt uns nahe, doch diesen Gedanken nicht zu übersehen. Zwar müssen wir, wenn wir später das Vaterunser besprechen, nochmals auf diesen Gedanken zurückkommen; allein schon hier, im Anfang der Gebetslehre des Herrn, wo er gleich so entschieden hervortritt, müssen wir ihn in Kürze beherzigen. Die ganze Gebetsunterweisung des Herrn ruht auf diesem Gedanken und hat ihn zur Voraussetzung.

Es ist unzweifelhaft, daß der Herr sagen will: Nur Gottes Kinder haben die Verheißung, daß ihre Gebete von Gott erhört werden.

Wer ist ein Gotteskind? Wie wird man ein Gotteskind? Sind alle Menschen von Geburt an Gotteskinder? Sich darüber klar zu werden, scheint mir die wichtigste Vorbedingung zu einem getrosten und gesegneten Gebetsleben zu sein.

Als ich vor vielen Jahren einmal in einer Predigt meine Gedanken über diesen Gegenstand aussprach, sagte mir am folgenden Tage auf dem Bahnhof ein frommer Mann, ich sei zu weit gegangen, oder ich hätte den Kreis der erhörlichen Gebete und Beter zu enge gezogen; Gott höre auch das Seufzen der Kreatur, das Schreien der Raben, und lasse seine Sonne aufgehen über Gute und Böse. Ich habe mich darüber geprüft, habe über die Sache nachgedacht, konnte aber meine Gedanken darüber nicht ändern. Ich fühle mich durch des Herrn Worte gebunden. Ich glaube, daß Gott viel barmherziger ist als wir: daß er das Seufzen der Kreatur und das Schreien der Raben,

sowie noch viel anderes Geschrei auf Erden hört; daß er seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse, — aber ich glaube nicht, daß die Bösen Gotteskinder sind. Ich glaube nicht, daß die Bösen eine Verheißung haben für die Erhörung ihrer Gebete, wenn sie sich einmal als letzten Rettungsversuch dazu entschließen. Daß Gott manches Gebet aus bösem Mund erhört, ist gewiß. Aber der Herr sieht eben in manchem „Saulus“ auch schon den einstigen „Paulus“, und bringt durch Not und Erhörung gerade oft einen bösen Menschen auf den Weg des Lebens. Die göttliche Regel aber, wie sie aus allen Gebetsunterweisungen des Heilandes, ausdrücklich oder stillschweigend hervorgeht, ist die, daß Gott seine Kinder erhört.

Niemand wird als ein Gotteskind geboren, sondern wir müssen das werden. Gott ist der Schöpfer aller Menschen, aber nicht aller Vater. Er hat uns geschaffen mit dem Zweck, daß wir seine „Berufung zur Kindschaft vor ihm selbst“ annehmen. Aber das, daß wir zur Kindschaft bestimmt und berufen sind, ist noch nicht deren Besitz. Unser freier Wille, unser verderbter, böser Wille kann auch diese Berufung ablehnen und verachten. Und wer sähe nicht, wie viele Menschen das thun? Es giebt offenbar viele unwissende, harmlose, fast möchte man sagen „unschuldige“ Weltkinder, die aber doch sehr weit davon entfernt sind, liebende, gehorsame Gotteskinder zu sein. Es giebt aber auch entschieden Ungläubige, welche behaupten, sie können an Gottes Reden zu den Menschen nicht glauben, können einen Heilsweg, wie ihn Gott offenbarte, nicht annehmen, finden für sich und andere eine Erlösung unnötig und überflüssig. Und endlich giebt es „Kinder der Bosheit“, „Teufelskinder“, wie Christus sagt, die mit Gott in bewußtem feindlichem Widerspruch stehen, die allem Guten, allem Göttlichen offenen Widerstand leisten und Feinde des Kreuzes Christi sind. Wer hätte den Mut, alle diese Menschen als „Gotteskinder“

zu bezeichnen, nur deswegen, weil sie Menschen sind? Oder wie könnte man sich aus ihrem Munde das Wort: „Unser Vater in dem Himmel“ in Wahrheit denken, ehe nicht eine tiefe Sinnesänderung in ihnen vorgegangen wäre?

Das Wort: „Euer Vater“ setzt ein Kindesverhältnis des Beters zu Gott voraus. Ein Kind Gottes wird man durch die Wiedergeburt, durch Buße und Glauben. Wer durch das Selbstgericht zur Buße gegangen ist und im Glauben den ergriffen hat, der Gottlose gerecht macht, der allein kann und darf Gott seinen Vater nennen und hat die Verheißung der Erhörung seiner Bitten. Darum soll sich doch auch jeder, der von Gott Hilfe in der Not begehrt, vor allem darüber prüfen, ob er ein Gotteskind ist, oder ob er bisher ohne Gott in der Welt stand. Und wer das Gefühl hat, daß er es ohne Gott nicht machen kann in seinem Leben und Sterben; wer da weiß, daß er Gott braucht und die Absicht hat, bei ihm Zuflucht und Rettung zu suchen, der fange doch damit an, sein Kindesverhältnis mit Gott in Ordnung zu bringen, sonst wird es ihm am Tage der Not fehlen.

Unser Gott hat allerlei Kinder. Er hat große und kleine, gehorsame und ungehorsame, starke und schwache, gesunde und kranke. Auch ein kleines, ein schwaches, ein krankes Kind, ist doch ein Kind und hat Kindesrecht und Kindesverheißung. Das ist ein großer Trost für alle Elenden, die Leid tragen über sich selbst. Wir sollen aber nicht schwach und krank bleiben wollen; wir sollen das, was wir vor Gott sind, recht und ganz werden. Und da dürfen wir vor allem unser Bitten darauf richten, daß uns Gott durch seinen heiligen Geist dazu helfe, stark zu werden an dem inwendigen Menschen. Diese Bitte ist dem Herrn besonders angenehm, wie die Verheißung am Ende des folgenden Abschnittes uns zeigt.

III.

Die drei Freunde, oder: Haltet an am Gebet.

Luk. 11, 1—13.

---

1. Herr, lehre uns beten.

Der erste uns berichtete Gebetsunterricht des Herrn an seine Jünger, den wir im vorigen Abschnitt betrachtet haben, ging von dem Herrn selbst aus. In der Bergpredigt nahm er Veranlassung, eine Ermahnung und eine Ermunterung zum Gebet auszusprechen. Die zweite Gelegenheit, mit seinen Jüngern über diesen wichtigen Gegenstand zu sprechen, wurde von den Jüngern veranlaßt, wie unser vorstehender Bibelabschnitt zeigt. Einer von ihnen richtete im Namen aller die Bitte an ihn: „Herr, lehre auch uns beten.“ Allerdings wurde diese Bitte hervorgerufen durch das Beispiel, das eben der Herr seinen Jüngern gegeben hatte. Er ging mit ihnen an einen einsamen Ort und betete vor ihnen. Er betete wohl allein für sich, etwas abgesondert von ihnen, doch so, daß sie ihn sehen konnten, ohne aber seine Worte zu verstehen. Der Herr hat das oft gethan, wohl viel öfter, als es uns berichtet ist, teils ganz allein, teils

in Gegenwart seiner Jünger. Es war das zugleich eine Erziehung seiner Jünger zum Gebetsleben, durch sein Beispiel, das gewiß einen tiefen Eindruck auf sie machte. Solche Eindrücke bleiben fester und halten länger als alle Worte. Und wie gut wäre es, wenn wir uns, wenn besonders Eltern sich das recht zu Herzen nehmen würden. Trüge manches Kind, wenn es aus dem Vaterhause in ein gefahrvolles Leben hinaustritt, das Bild eines betenden Vaters, einer fürbittenden Mutter im Herzen, so würde das es gewiß vor viel Bösem schützen und würde manchem zu unberechenbarem Segen werden.

Die Jünger verstanden bei weitem nicht alles in dem wunderbaren, geheimnisvollen, gottmenschlichen Leben ihres Herrn. Das aber ahnten sie, daß das Gebet die Quelle seiner Kraft, daß der einzigartige, heilige Umgang Jesu mit seinem Vater von höchster Bedeutung für sein Leben und Wirken war. Sie erkannten auch mehr und mehr den weiten Abstand zwischen sich selbst und dem Herrn. Sie lernten ihre Schwachheit, Unwissenheit, Verkehrtheit kennen und bekamen das Verlangen, andere, bessere, tüchtigere, gotteswürdigere Menschen zu werden. Kurz, sie begehrten ihrem Herrn ähnlicher zu werden. Und dazu, das merkten sie auch, mußten sie rechte Beter werden. Deshalb richteten sie, als diesmal der Herr aufgehört hatte zu beten, die Bitte an ihn: „Herr, lehre auch uns beten.“

Diese Bitte hat gewiß dem Herrn wohlgethan. Sie war vielleicht die Antwort, die Erhörung seines eben vollendeten Gebetes. Er geht auch alsbald auf ihre Bitte ein. Merkwürdigerweise aber giebt er ihnen fast Wort für Wort wieder die gleiche Anleitung, wie ein Jahr früher in der Bergpredigt. Abermals sagt er ihnen das Vaterunser, abermals das Wort: „Bittet, so werdet ihr nehmen“ u. s. w., abermals, als Ermutigung, das Gleichnis vom Vater, der seinem Sohne nicht einen Stein statt

Brot gebe. Das Neue, das er diesmal beifügt, besteht bloß in dem allerdings bedeutungsvollen Gleichnis von den drei Freunden und in der Schlußverheißung vom heiligen Geiste. Diese öfteren Wiederholungen des Herrn von einzelnen Mahnungen, Gleichnissen, im besonderen des Vaterunsers, zeigen uns aber nicht nur, daß die Jünger auch sehr vergeßliche Leute waren, daß sie manche Worte Jesu nicht gleich mit der gebührenden Wichtigkeit auffaßten, sondern sie zeigen uns besonders, wie sehr sich der Herr unsere Bedürfnisse klarmachte und wie wichtig für uns ihm manche einfache Wahrheiten erschienen. Er ließ sich auch die Mühe nicht verdrießen, Notwendiges so oft zu wiederholen, bis es begriffen wurde. Am meisten aber tritt dabei hervor, wie einfach das Geheimnis des rechten Gebetes ist. Hatten die Jünger gehofft, sie würden diesmal vom Herrn etwas bisher nie Gehörtes, einen ganz neuen Aufschluß erfahren, so haben sie sich getäuscht. Der Herr wiederholt ihnen nur, was sie schon einmal von ihm gehört hatten; das genügt, das ist das ganze Geheimnis. Nicht auf die Worte kommt es an, nicht eine besondere Kunst ist es, sondern bitten, einfach bitten, im Glauben bitten, das ist alles.

Immerhin fügt der Herr diesmal einen neuen Gedanken seiner Ermahnung bei, den der Dringlichkeit, des Anhaltens im Bitten. Ehe wir aber diesen wichtigen Wink besprechen, wollen wir zuerst noch sehen

2. Was der Herr von des Menschen Freundschaft denkt.

Zweimal hat der Herr seinen Vater im Himmel in Vergleich gestellt mit einem irdischen Vater, der „arg" ist, um uns an dem Handeln desselben gegen sein Kind nahe zu legen, wie viel Besseres wir von Gott erwarten dürfen. Jetzt bringt er in der gleichen Absicht das Gleichnis

von den drei Freunden. Er führt die Freundesliebe der Menschen ins Feld, um sie mit der Liebe Gottes zu vergleichen.

Es ist etwas Schönes, Göttliches um die wahre Freundschaft, wie sie z. B. zwischen David und Jonathan bestand. Dieser fromme, edle Königssohn ertrug es neidlos, daß sein Freund David für den Thron bestimmt wurde, der ihm von Rechts wegen zukam. Ja, er half seinem Freunde noch dazu und schützte ihn gegen den eigenen bösen Vater. In seiner tiefen Trübsal war dem verfolgten David die treue Freundschaft des Königssohnes ein hoher Trost und er dichtete auf dessen frühen Tod ein Trauerlied, das zum schönsten gehört, das je gedichtet wurde. Sirach sagt: „Ein treuer Freund ist ein starker Schutz; er ist mit keinem Geld oder Gut zu bezahlen; er ist ein Trost des Lebens. Wohl dem, der einen Freund hat." Auch der Heiland, als er auf Erden war, hatte seine Freunde. „Lazarus, unser Freund, schläft." „Ihr seid meine Freunde", sagte er zu seinen lieben Jüngern. Jeder Mensch hat das Bedürfnis, und auch der Heiland hatte es, Herzen zu haben, die es gut mit uns meinen, denen wir trauen dürfen, auf die wir zählen können. Wir sind eben nicht zum Alleinsein geschaffen und bedürfen oft des Beistandes und des Trostes anderer. Darum suchen die Menschen auch Freunde und sind dankbar, wenn sie einen rechten finden. Ist der Freund zugleich ein Mensch, der etwas gilt, ein reicher oder einflußreicher Mensch, so ist der beglückte Finder natürlich doppelt froh darüber. Sirach sagt aber noch warnend: „Vertraue keinem Freund, du habest ihn denn erkannt in der Not." Allerdings, — auf keinem Gebiete wird wohl mehr Täuschung erfahren unter den Menschen, als auf diesem. „Der Reiche hat viele Freunde", der Unglückliche kann lange suchen, bis er einen findet. Ein wirklich treuer Freund ist ein seltenes Ding. Die meisten Menschen gehen über die Erde, ohne

diese Perle gefunden zu haben. Unendlich viel, was unter dieser Firma kursiert, erweist sich bei der ersten ernsten Probe als unecht. Die Selbstsucht in ihren tausend Gestalten ist der siegreiche Feind, der die edle Freundschaft immer mehr ins Verborgene treibt. Da ist sie aber doch noch und wird auch da bleiben, so lange es Menschen auf Erden geben wird, denn sie gehört zum Wesen der Menschen. Aber wo muß man sie vorzugsweise suchen?

Der Herr ist ein scharfer Beobachter. In feiner Weise zeichnet er uns die drei Freunde. Der erste kommt des Abends spät, müde und hungrig von langer Reise, zum zweiten, bei dem er für die Nacht Herberge und Erfrischung zu finden hofft. Ueber diesen ersten ist nichts weiter gesagt. Er hatte Vertrauen zu seinem Freund, daß er ihn auch zur Unzeit aufnehmen werde, und er ist nicht zu Schanden geworden. Um so schöner aber tritt der zweite hervor. Mit Teilnahme empfängt er seinen Freund als Gast auch in später Nacht, teilt gerne mit ihm sein armes Lager, freut sich, dem müden Freunde Herberge unter seinem bescheidenen Dache bieten zu dürfen, denkt zunächst gar nicht an seine Armut, daß er auch nicht das Geringste zu essen für ihn im Hause habe. Und als ihm das einfällt, als er sich mit Schrecken erinnert, daß er nicht einmal mehr einen Bissen Brot für seinen Freund habe, da denkt er nicht von ferne daran, etwa demselben zu sagen: Es thut mir außerordentlich leid, lieber Freund, aber ich kann dich nicht beherbergen. Ich bin gerade selbst durch allerlei Mißgeschick im tiefsten Elend und weiß noch nicht, wie ich morgen ein Frühstück für mich finden soll. Du thust besser, zu unserem reichen Freunde nebenan zu gehen; dort bist du besser aufgehoben als bei mir. Ich kann dich diesmal mit dem besten Willen nicht versorgen. — Nein, so spricht und so handelt er nicht. Er läßt seinen Gast gar nichts von seiner Verlegenheit merken, läßt ihn auch nicht lange hungrig sitzen, sondern betrachtet es als

eine Ehrenpflicht, koste es was es wolle, denselben bald und reichlich mit Speise zu versorgen. Er muß sich dazu freilich noch in später Stunde zu einem sauren Gang entschließen; aber er besinnt sich nicht lange, er geht. Er geht mit dem Entschluß, unter allen Umständen das Nötige aufzutreiben. Denn leer heimkommen und seinem lieben Gaste nichts zur Stillung seines Hungers bieten zu können, das wäre ihm zu schmerzlich gewesen.

Das war ein wirklich edler, treuer Freund, zwar äußerlich arm, aber reich im Herzen an zarter, zuverlässiger Liebe. Er macht nicht viele Worte, aber er handelt; er handelt rasch und energisch für seinen Freund. Er will das Vertrauen, das in ihn gesetzt wurde, rechtfertigen, und läßt sich das etwas kosten.

Seine Freundesliebe wird auf schwere Probe gestellt durch einen weiteren, den dritten Freund. Er frägt sich natürlich in seiner Verlegenheit, wohin er sich um Aushilfe wenden soll. Er sucht unter seinen Freunden den aus, von dem er weiß, daß er helfen kann und hoffen darf, daß er gerne helfe. Da kommt er aber übel an. Am Vermögen zu helfen, fehlt es zwar diesem dritten Freund nicht, das weiß auch der Bittende, aber er kommt zu so ungelegener Zeit. „Mache mir keine Unruhe. Die Thüre ist schon zugeschlossen und meine Kindlein sind bei mir in der (Schlaf-)Kammer. Ich kann nicht aufstehen und dir geben.“ Da haben wir's! — Was haben wir da? Nun, das Bild eines der vielen Freunde, die es allerwärts giebt und denen jeder wohl je und je schon begegnet sein wird. Immer freundlich, immer liebenswürdig, immer teilnahmsvoll — in Worten; aber nur nicht inkommodiert werden! Da sehen wir, wie wenig dazu gehört, all die schönen Phrasen, all die höflichen Freundschaftsbezeugungen, mit denen sich der kalte Egoismus umgiebt, als Flitter und Wind zu erkennen und zu erfahren.

Doch der edle Bettler läßt sich nicht aus der Fassung bringen. Er muß Brot haben und ist gewiß, daß der mürrische und bequeme „Freund" ihm aushelfen kann. Darum nimmt er die bisherigen Freundschaftsbeteuerungen ernst, setzt sie auf die Probe, fährt fort zu klopfen, zu bitten, zu erklären, daß er die Sache haben müsse, unbekümmert darum, ob hintennach die Freundschaft des „Freundes" wegen seines „unverschämten Geilens" eine lockere, eine verstimmte sein werde oder nicht. Wozu hätte man denn einen Freund, wenn man in der Not sich nicht auf ihn verlassen dürfte? Kurz, der Bettler nimmt die Freundesverheißungen ernst und weicht nicht, bis endlich der mürrische „Freund", um Ruhe zu bekommen, aufsteht und ihm giebt, „so viel er bedarf." Wohlverstanden, — nicht darum, weil er sein Freund ist, steht er auf, sondern um seines unverschämten Geilens willen. Also das unverschämte Geilen ist unter Umständen eine Tugend. Man erreicht wenigstens damit, was man ohne es nicht erreicht hätte.

Lassen wir nun aber den Wert oder Unwert der menschlichen Freundschaft und wenden wir uns zu dem, was der Herr mit diesem Gleichnis uns begreiflich machen will. Es steckt darin eine Fülle von Gedanken, aus denen wir nur die wichtigsten hervorheben wollen.

---

3. Was der Herr denen zu beherzigen giebt, die recht beten lernen wollen.

a. Der beste Freund ist in dem Himmel.

Das erste, was uns der Herr in diesem Gleichnisse nahelegt, ist natürlich das, daß wir aus der Schale desselben den Kern heraussuchen, daß wir die Anwendung davon auf unser Verhältnis zu Gott und Gottes Verhältnis zu uns machen, daß wir den Vergleich ziehen

sollen. Um das Rechte zu finden, wollen wir einfach sehen, was uns der Herr durch jeden einzelnen der drei Freunde für unser Gebetsleben zeigen will.

Der erste ist ein armer Wanderer, der ein Nachtquartier braucht, das er sich nicht mit eigenen Mitteln verschaffen kann. Seine Lage macht ihm keinen großen Kummer, denn er kennt an dem Orte, wo er ist, einen Freund, an den er sich vertrauensvoll wendet. Wohl mochte er wissen, daß sein Freund nicht reich ist, aber auch das macht ihm keine Sorge. Er braucht ja nicht viel, er ist bescheiden. Das Nötigste aber wird ihm der Freund gewiß gewähren. — Da wir nun alle in diesem Leben „Gäste und Fremdlinge sind, die hier keine bleibende Stätte haben", da wir nicht die Mittel besitzen, uns eine Herberge auf Erden nach unserem Belieben zu beschaffen, sondern in allen Dingen von unserem barmherzigen Freund im Himmel abhängen, so soll uns dieser erste Freund des Gleichnisses wohl zeigen, wie auch wir wegen Stillung unserer Bedürfnisse auf unserem Pilgerweg unbesorgt sein sollen; wie wir in allen Dingen mit vollstem Vertrauen uns an unseren Gott wenden dürfen, gewiß, daß er uns das Nötige nicht werde verweigern. Auch sollen wir auf unserer Wanderschaft nicht große Ansprüche machen. Wenn wir Obdach, „Nahrung und Kleider haben, so sollen wir uns begnügen lassen." Wir sind ja auf der Reise. Wir brauchen ja vielleicht nur noch für eine Nacht Herberge. Da ist es doch nicht so wichtig, ob dieselbe eine glänzende oder eine bescheidene ist. Es geht ja der Heimat zu. So soll der erste Freund uns die rechte Herzensstellung zu Gott und zur Welt nahelegen.

Der zweite soll uns noch Wichtigeres predigen und wir haben von ihm noch mancherlei anderes zu lernen. Hier nur das. Er ist ein guter Freund. Zwar ist er auch nur ein Mensch, dazu ein armer Mensch, aber er

trägt in sich einen Funken der barmherzigen Liebe Gottes, und rechtfertigt dadurch völlig das Vertrauen, das in ihn gesetzt wurde. Er ist selbstlos, opferfreudig und hingebend. Der Herr benützt diesen Charakter im Gleichnis zu zweierlei: Einmal uns ein Bild treuer Freundesliebe und das eines erfolgreichen Beters an ihm zu zeigen; und dann, um uns in ihm einen Schatten von Gottes Liebe und Treue gegen seine Freunde dazustellen. Konnte er, der Arme, seinen bedürftigen Freund nicht abweisen, wie viel mehr wird der reiche Gott seine armen Freunde versorgen. Er wird sich nicht übertreffen, nicht beschämen lassen von einem Menschen, dessen Güte ja nur ein Tropfen aus seinem reichen Herzen ist. Was Gott an den Menschen Gutes sucht, was er in ihnen wirkt und zu stande bringt, das übt er vor allem selbst. Das Bild übertrifft nie das Original. Auch der beste Freund auf Erden wird übertroffen von dem allein und absolut Guten, der im Himmel ist.

Das Wichtigste aber in dieser Gedankenverbindung, sollen wir vom dritten Freunde lernen. Er ist ein schlechter Freund, selbstsüchtig, bequem und zum geringsten Opfer unwillig. Er trägt von der Freundschaft nur den Namen und von Gottes Wesen noch weniger in sich. Und dennoch erreicht der Bedrängte seinen Zweck bei ihm, erlangt die nötige Hilfe, wenn er nur den Menschen zu nehmen weiß, wenn er nur beharrlich bleibt, wenn er nur nicht gleich entmutigt umwendet! — Jeder, der sich in den Gedanken des Herrn vertieft, muß das Gefühl haben, daß jetzt der Schluß kommen müßte: „Sollte aber Gott nicht auch retten!“ Oder: „Wie viel mehr wird euer Vater im Himmel“ u. s. w. — Der Herr zieht diesmal diesen Schluß nicht selbst, er liegt so nahe, daß er es uns überlassen kann. Dagegen bringt er hier wieder das schöne Wort: „Und ich sage euch auch: Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet

an, so wird euch aufgethan." Gott ist nicht ein Mensch, daß er lüge, noch ein Menschenkind, daß ihn etwas gereue; sollte er etwas sagen und nicht thun? Sollte er etwas reden und nicht halten?

Wir dürfen aber diese Andeutungen „vom besten Freund im Himmel" nicht abschließen, ohne noch eine wichtige Frage geprüft zu haben, nämlich die: Ist Gott auch mein Freund? Muß ich diese Frage verneinen, ist Gott nicht mein Freund, lebe ich, wenn ich das glaube, in einer Täuschung, so ist begreiflich, daß auch aller Trost, der aus unserer Betrachtung quillt, mir nicht gilt. Kann ich aber diese Frage in Wahrheit bejahen, so ist auch das klar, daß ich, wie immer meine irdische Wanderschaft äußerlich verläuft, ein glückseliger, beneidenswerter Mensch bin. Denn es muß einmal offenbar werden, daß die Freundschaft des Höchsten nicht eine bedeutungslose Sache, sondern daß sie von allerhöchstem Werte, von unermeßlicher Bedeutung ist. Darum die Frage: Wer ist ein Freund Gottes? Wie wird man ein Freund des Höchsten?

Zweimal hat der Herr das Gleichnis vom Vater und Sohn gebraucht, um uns das Verhältnis anzudeuten, in dem wir zu Gott stehen sollen. Mit dem Gleichnis von den drei Freunden scheint er den Kreis der Beter zu erweitern und ein neues Verhältnis zu Gott neben dem der Kindschaft zuzulassen. Doch ist das nur scheinbar so. Unter den Menschen sind zwar Kinder und Freunde zwei verschiedene Klassen. Vor Gott giebt es aber nicht Kinder und Freunde nebeneinander; Kinder im engern Kreis nnd dann Freunde im weiteren Kreise, die nicht Kinder wären. Vor Gott giebt es nur ein Verhältnis, das Geltung hat, das der Kindschaft. Aus diesem heraus kann sich das der Freundschaft entwickeln, und entwickelt

sich bei den guten, gehorsamen, treuen Kindern. Wie eine gute Tochter nach und nach die Freundin der Mutter wird; wie ein edler Sohn, den der Vater in sein Geschäft nimmt, dem er mehr und mehr alles überträgt und überläßt, mit dem er alles bespricht, bei dem er für alle seine Gedanken das beste Verständnis findet, — wie ein solcher Sohn zwar Kind bleibt, aber doch nach und nach der Freund des Vaters wird, so wachsen auch die Freunde Gottes aus dem Kindesverhältnis hervor. Auch der Heiland nannte nicht alle, die an ihn glaubten, seine Freunde, sondern nur die, die in ein inniges Verständnis seines Wesens und seines Werkes eingingen. — Es wäre also ein Irrtum, wenn jemand, der die Rechtfertigung vor Gott nie gesucht hat, in etwaiger Not sich auf unser Gleichnis berufen und Gott als seinen Freund um Rettung angehen wollte. „Ich liebe die, die mich lieben, und die mich frühe suchen, finden mich.“ Wer ihn erst dann sucht, wenn die äußerste Not dazu drängt, muß vielleicht erleben, daß sich Gott vor ihm verbirgt.

b. Fürbitte und Gottvertrauen.

In meisterhafter Weise zeichnet hier der Herr die Macht der Fürbitte und das kindliche Gottvertrauen. Der zweite Freund war sehr arm. Er hatte nichts im Hause für den folgenden Tag. Seine Mittel waren völlig erschöpft. Vielleicht war schon sein Abendessen sehr spärlich. Dennoch aber hätte er für sich nicht den Weg des Bittens bei Menschen eingeschlagen. Er hätte ja das sonst früher gethan. Es scheint, daß er für sich ganz dem Herrn vertraute nach dem Worte Jesu: „Sorget nicht für den andern Morgen; denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen.“ „Alle eure Sorge werfet auf den Herrn, denn er sorget für euch.“ Nun aber kommt so unerwartet noch der hungrige Freund als Gast zu ihm, jetzt ändert

sich die Sache. Der muß gesättigt werden, das ist Ehrensache und Christenpflicht, deshalb muß er sich entschließen, beim Freund für den Freund zu bitten. Es kam das dann auch ihm zu gute. Denn von den drei Broten wird ja wohl auch noch etwas für ihn selbst übrig geblieben sein. Der Gast wurde so für ihn ein Segen.

Es ist das ein feiner Zug im Gleichnis und es scheint mir, der Herr wollte uns damit, um es kurz zusammenzufassen, ungefähr folgendes sagen: So glaubensvoll und kühn du dein eigenes Leben deinem Gott überlässest, ebenso zuversichtlich und kühn darfst du für andere bitten. In dem Maße, als du bescheiden für dich bist, darfst du für andere „den Mund weit aufmachen und der Herr wird ihn füllen." — Oder wie Paulus es ausdrückt: „Wir, die wir arm sind und doch viele reich machen." Er hätte auch sagen können: Ich, der ich krank bin, darf doch viele gesund machen.

Dieser Zug, ich verhehle mir das nicht, ist leider garnicht nach dem Geschmacke unserer meisten Christen. Die Selbstsucht mischt sich und drängt sich bis ins Gebet hinein, — zu ihrem eigenen Schaden. Die meisten Christen, wenn sie die herrlichen Gottesverheißungen lesen, denken eben sofort zuerst an sich. An sich selbst möchte man alles zuerst erleben. Nachher denkt man, würde man auch die andern nicht vergessen. Der Herr aber, der unser arges Herz kennt, weiß wohl, wie hochmütig, wie richterisch wir hintennach sein würden, wenn er unsere Selbstsucht befriedigte; wie wir, anstatt des Bruders Not brünstig vor Gott zu tragen, ihm wohl sagen würden: Ja, lieber Bruder, bei dir steckt eben irgendwo ein Fehler. Würdest du sein, würdest du es machen wie ich, dann würde auch dir geholfen u. s. w. Es ist, glaube ich, für unser erfolgreiches Beten von hoher Bedeutung, daß wir uns für unser Leben, kindlicher, vertrauensvoller

der Führung Gottes überlassen, zugleich aber mehr lernen, die Not anderer auf priesterlichem Herzen zu tragen. Dabei werden wir nicht verkürzt, sondern es wird immer von den Gaben, die wir für andere erbitten, ein Stück für uns abfallen.

Ich bin gewiß nicht der einzige, der schon erfahren hat, daß Gott seine persönlichen Bitten nicht alle beantwortet, oft aber eine Fürbitte für andere über Erwarten herrlich erhört. Ich will hier eine erst kürzlich gemachte Erfahrung einschalten, die mir deshalb viel zu denken gab, weil ich gerade selbst mit allerlei persönlicher Not meinen Gott anzulaufen hatte, damit aber aufs Warten angewiesen wurde, dagegen in fremder Not sofort Erhörung fand. Ein Arbeiter, Vater von vier kleinen Kindern, war längere Zeit krank und ging zur Erholung zu Verwandten nach Bern. Kaum dort angekommen, starb er. Niemand wagte der Frau, die ihr fünftes Kind erwartete, die traurige Nachricht mitzuteilen. Man kam endlich zu mir, daß ich es thue. Ich ging zu der Frau, fragte nach ihren Umständen, ihrem Mann u. s. w., und sie erzählte mir, er sei seit acht Tagen fort, komme aber heute Abend oder morgen heim. Sie habe ihm gestern geschrieben, es könne so nicht mehr gehen, die Gerichtsdiener hätten ihren Hausrat aufgeschrieben, um sie wegen rückständiger Miete zu pfänden. Er solle doch machen, daß er etwas Geld auftreibe und gleich heimkommen, sonst werde sie mit den Kindern auf die Straße gesetzt. — Ich mußte, so vorsichtig ich es auch anzugreifen suchte, ihr endlich eben doch sagen, daß ihr Mann nicht mehr komme, sondern beim lieben Gott sei. Ich will die herzzerreißende Scene, die nun folgte, nicht beschreiben. Ich ließ den Schmerz der Armen etwas austoben, dann suchte ich sie zu beruhigen. Aber es ging schwer. Bergegroß stand ihr Elend vor ihr; die materielle Not natürlich voran. Unter stets neuen Ausbrüchen der Verzweiflung sagte sie

mir: „Was soll ich machen? Soll ich mich mit meinen Kindern in den See stürzen? Gestern hat man meinen Hausrat, die Bettlein meiner Kinder gepfändet! Der Bäcker giebt uns kein Brot mehr, denn wir schulden ihm dreißig Franken; der Milchmann ebenso, denn wir schulden ihm neunzig Franken, und ich habe nicht fünf Centimes im Hause, meinen Kindern den Hunger zu stillen; dazu erwarte ich meine Niederkunft!“ — Ich gestehe, es erfaßte mich ein tiefes Weh, wenn ich die Frau und die vier kleinen Kinder ansah. Ich fühlte auch, daß hier kein Trost haftet, wenn nicht zuerst materiell geholfen wird. Ich gab daher der Frau zehn Franken für die augenblicklichen Bedürfnisse ihres Haushaltes, sagte ihr, daß ich dafür sorgen werde, daß ihre Kinder in ihrer Heimat aufgenommen und erzogen, daß ihre Schulden hier bezahlt würden, und daß ihr von ihrem Hausrate nicht ein Fingerhut genommen werden dürfe. — Ich kam heim. Als ich mein Herz vor Gott beruhigt hatte, fühlte ich erst, daß ich nun eine Verpflichtung von zweihundert Franken übernommen, wovon ich auch nicht den zehnten Teil im Hause hatte. Ich besann mich, an wen ich mich um Hilfe wenden könnte; ich schrieb sofort einen Brief an einen edlen Herrn, dem ich den Fall erzählte und ihn um Hilfe bat. Ich wußte aber, daß derselbe, der viel von Armen in Anspruch genommen wird, die Gewohnheit hat, für dringende Fälle zwanzig Franken zu geben. Ich fragte mich, wohin sonst noch schreiben? Es fiel mir eine Dame ein, die sehr wohlthätig ist. Allein sie hat schon so viele arme Familien an sich hängen und erzieht eine Anzahl armer Kinder in ihrem Hause, sodaß ich es nicht wagte, sie in dieser Sache anzusprechen. Ich redete wiederholt mit dem Herrn darüber und bat ihn um Leitung und Hilfe. — Da schellt es an meiner Hausglocke und man meldet mir — die Dame, mit der ich eben mich beschäftigte! „Diesmal hat Sie der liebe Gott zu mir geschickt,

denn ich redete eben mit Ihm von Ihnen" — so empfing ich die Dame, und erzählte ihr die Geschichte, und wie ich nicht gewagt hätte, an sie zu schreiben. Sie lächelte und sagte, sie glaube auch, daß ihr Kommen zu mir Gottes Wille sei; sie wisse eigentlich nicht recht, warum sie gekommen sei, machte aber ihren Geldbeutel auf und gab mir hundert Franken. Und wenige Stunden später empfing ich die Antwort auf meinen Brief an den Herrn, der diesmal nicht zwanzig, sondern auch hundert Franken enthielt! Und so war in wenigen Stunden meine Bitte um Hilfe für arme Waisen erhört. Ja, ehe ich rief, fing der Herr schon an zu antworten. Denn die betreffende Dame, die entfernt wohnte, machte sich mit ihren hundert Franken schon auf zu mir, ehe ich wußte, daß ich sie bedurfte.

Ich könnte diesem Beispiel manch andere, ähnliche aus meiner Erfahrung anreihen. Ich will es nicht thun; will auch diesen Fall nicht weiter besprechen. Jeder wird leicht verstehen, was er mir predigte, zumal wenn ich sage, daß mich zu eben der Zeit, wie schon lange, die Frage der Gebetserhörung ernstlich beschäftigte.

Die arme Frau mit ihren Kindern waren Freunde, die zu mir gekommen sind zu sehr ungelegener Zeit. Da ich selbst nicht hatte, ihnen vorzusetzen, so wandte ich mich an meinen Freund. Er ließ mich nicht lange klopfen. Die Brote, die ich brauchte, lagen bereit, und der Freund gab sie gerne und ließ sie mir über Erwarten rasch einhändigen.

So lange der Mensch allein ist, hat er meistens wenig Sorgen. Die Not fängt gewöhnlich an, wenn Weib und Kinder ins Haus kommen, arme Geschwister, alte Eltern, oder sonstige „Freunde" Ansprüche an den vorher sorglosen Menschen stellen. Aber wie barmherzig kommt der Herr in unserem Gleichnisse diesen Sorgen entgegen! Wie freundlich erinnert er uns an unseren treuen, reichen, hilfsbereiten Freund im Himmel! Es ist, als wolle er uns sagen: Sei nur froh, wenn du Besuch bekommst, wenn so ein

unerwarteter Gast bei dir einkehrt, wenn zu deinen vier oder fünf Kindern noch ein sechstes oder siebentes hinzukommt. Mache dir deshalb keine Sorge. Denke an deinen Freund. Für solche „Gäste“ hast du ein besonderes Recht, ihn um Hilfe zu bitten, und er hilft gerne denen, die solche Hilfe freundlich aufnehmen. Es bleibt von seiner Hilfe immer etwas für sie übrig.

Ja, Kinder, — Hilflose überhaupt, die der Herr uns in Pflege giebt, sind ein Segen für uns, ein viel größerer, als wir meistens ahnen. Sie bringen zwar viel Mühe, Sorge, Verantwortlichkeit ins Haus, aber auch das Wohlgefallen dessen, der gesagt hat: „Lasset die Kinder zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich.“ „Wer dieser Geringsten einen aufnimmt, der nimmt mich auf.“ Was der Herr manchem Vater, mancher Mutter nicht gewähren würde um ihretwillen, das schenkt er um der „Freunde“, der Kinder willen, die im Hause einkehrten. Mancher Vater lebt von seinen Kindern, d. h. von der Güte, die Gott ihm um seiner Kinder willen zu teil werden läßt. Hätte er diese „Gäste“ nicht im Hause, so würde es öfters mit seinem eigenen Abendessen oder Frühstück bedenklicher aussehen. Klagen wir also nicht, wenn uns der Herr eigene oder fremde Freunde zur Versorgung zuweist. Machen wir vielmehr von dem herrlichen Vorrecht Gebrauch, die Bedürfnisse derselben unserem barmherzigen Freund im Himmel vorzulegen. Er wird uns nicht stecken lassen.

c. Warum drei Brote?

Es ist gewiß nicht zufällig, daß der Herr den bittenden Freund um drei Brote bitten läßt. Man sollte denken, daß für die nächsten Bedürfnisse ein einziges hingereicht hätte. Es ist aber nicht schwer herauszufinden, was der Herr uns mit der Dreizahl nahe legen will. Sie tritt öfters in seinen Worten, besonders im Vater-

unser, deutlich hervor und bezeichnet in bestimmter Weise die Dreiheit unserer täglichen Bedürfnisse. Das erste und wichtigste, das wir für uns und die Unsrigen zu erbitten haben, ist das, daß unser Leben mehr und mehr zur Ehre und Verherrlichung Gottes gereiche, daß wir Pflanzen seines Reiches werden, daß wir seinen heiligen Willen erfüllen. Das zweite umfaßt unsere leiblichen Bedürfnisse, und das dritte betrifft das Wohlsein unseres inwendigen Menschen nach den drei letzten Bitten des Vaterunsers. Diese drei Brote bedürfen wir alle Tage aufs neue von Gott, und sollen sie stets zusammen von ihm erflehen. Wohl kann zuweilen der Mangel am einen oder andern von ihnen sich besonders geltend machen, sodaß wir um eine dieser drei Hauptgaben nachdrücklicher bitten müssen, als um die andern. Allein wir sollen uns doch daran gewöhnen, über einem besonders gefühlten Bedürfnis die anderen nicht zu vergessen. Jeder Mensch steht je und je in der Gefahr, über dem Aeußerlichen das Innere, über dem Irdischen das Himmlische, über seiner eigenen Sache die seines Gottes zu vergessen. Damit kommt aber der Beter in einen einseitigen, ungesunden, ungöttlichen Herzenszustand hinein, in dem er, bei allem Gebet, dem Herrn nicht angenehm ist. Jeder Christ hat Zeiten, wo ihm an einer Gabe, an einem Brote alles gelegen ist, und er glaubt die anderen nicht oder doch nicht so dringend nötig zu haben. Das stets am meisten hervortretende Bedürfnis ist unser irdisches Wohlsein, unser äußerliches Wohlergehen. Dafür arbeiten die meisten Menschen fast allein, jedenfalls viel mehr, als für ihre geistigen Bedürfnisse. Darum beten auch die Menschen, die überhaupt beten, mehr als für alles andere. Wir dürfen ja, gottlob, auch dafür beten, dürfen alle unsere Anliegen vor Gott bringen. Das ist etwas Großes und Seliges für uns. Aber wir sollen doch nicht vergessen, daß es auch für unser Gebetsleben gilt: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes

und nach seiner Gerechtigkeit." Daß wir mehr Lebenskräfte von oben empfangen, daß das Reich Jesu Christi wieder mehr eine Macht auf Erden werde, daß wir alle mehr himmlisch gesinnt werden und mehr die Tugenden dessen verkünden lernen, der uns berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte: das soll vor allem unser Anliegen werden. Viele Christen, vielleicht die meisten, haben nie das Vaterunser recht beten gelernt. Doch davon später mehr. Jetzt wollen wir uns nur das recht merken, daß wir täglich drei Brote brauchen. Bitten wir unsern Freund zu sehr nur um eines mit Hintansetzung der anderen, so kann es sein, daß wir auch um dieses eine vergeblich bitten. „Was nicht aus dem Glauben geht, ist Sünde."

d. Das unverschämte Geilen.

Es ist ein überaus kühner Zug des Gleichnisses, wenn der Herr sagt: „Ich sage euch, und ob er nicht aufsteht und giebt ihm darum, daß er sein Freund ist, so wird er doch um seines unverschämten Geilens willen aufstehen und ihm geben, wie viel er bedarf." Niemand hätte wagen dürfen, uns ein solches Wort zu sagen; da es aber der Sohn Gottes thut, so wollen wir auch seinen Gedanken erfassen, ihn festhalten und ihn zu unserem Gewinn ausnützen. Freilich der Gedanke ist so kühn, so neu für uns verzagte Leute, daß wir leider selten wagen, ihn in seiner wahren und klaren Bedeutung anzuwenden. Aber es muß sein, es muß dazu kommen, denn es ist ein Wort vom Herrn.

Der Gedanke des Herrn ist klar, er will uns sagen: Schon bei einem schlechten Freund auf Erden erlangst du Hilfe, wenn du nur anhaltend mutig, ausdauernd bittest und anklopfst, wie viel mehr wird dein barmherziger Freund im Himmel dir geben, wie viel du bedarfst, wenn

du bei ihm mutig, glaubensvoll, anhaltend zu bitten fortfährst! Der Herr selbst hat „in den Tagen seines Fleisches Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Thränen geopfert“, und hat uns gesagt, „das Himmelreich leide Gewalt, und die Gewaltthun, die reißen es an sich.“ Es ist eben des heiligen Gottes Art, unsere Wünsche zu prüfen, zu sichten, zu läutern, und dazu läßt er uns oft warten, übt uns in der Schule des Harrens und Glaubens. Wem diese Erziehungsart in der Schule Gottes nicht gefällt, wer, wie ein unartiges, verzogenes Kind meint, es müsse ihm gleich und immer nach seinem Sinne aufgewartet werden, sonst habe er das Recht zu murren und über den Vater zu brummen, der wird es in der Schule des Gebets nicht weit bringen und nicht viel erreichen. Wer aber in dieser Glaubensschule vor allem seinem Gott gefallen und dessen Gedanken lernen will; wer seine Wünsche und Bedürfnisse prüft, Fleisch und Geist sondern läßt, das Nötige aber haben will, von Gott haben will; wer von dem kananäischen Weibe (Matth. 15, 21—28) und von dem Blinden zu Jericho (Mark. 10, 46—52) die Demut lernt, die sich keines Rechtes bewußt ist, sondern nur Erbarmen begehrt, sowie die kühne, heldenmütige, glaubensvolle, stürmische Ausdauer zum Beispiel nimmt: — der erreicht seinen Zweck und findet Hilfe über Bitten und Verstehen.

Die heil. Schrift ist voll von Beispielen, die uns diese Wahrheit bestätigen und Gottes Wege mit uns erläutern sollen. Wir ergreifend ist die fortgesetzte Fürbitte des Abraham für Sodom und Gomorrha! (1 Mose 18, 22—32). Und welchen Glaubens- und Gebetskampf läßt sein eigenes Leben vermuten! Fünfundsiebenzig Jahre war er alt, als ihm die Verheißung zu teil wurde, er werde einen Sohn haben; und hundert Jahre war er alt, als endlich Isaak geboren wurde. Fünfundzwanzig Jahre lang hat er gewiß Tag für Tag gehofft, geglaubt, gebetet

um dieselbe Sache, für die er doch eine Verheißung Gottes hatte! Wie meisterhaft hat Jakob die Lektion verstanden und geübt, die uns der Heiland giebt, und die wir so schwer fassen! Er erklärte einfach dem Herrn: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Und er wurde gesegnet und über Erwarten herrlich aus seiner Angst gerettet (1 Mose 32). Elias empfing den Befehl von Gott: „Zeige dich dem Ahab, auf daß ich wieder regnen lasse.“ Und doch mußte dann Elias auf des Karmels Spitze um den verheißenen Regen erst noch bitten, nicht bloß einmal, nicht zweimal, sondern siebenmal (1 Kön. 18, 1. 42—44). — Diese Beispiele und noch viele andere der heil. Schrift zeigen uns, daß Gottes Verheißungen an seine Kinder sich nur an denen erfüllen, die sie im Glauben erfassen, sie festhalten, um ihre Erfüllung ringen, durch Gottes Zögern und Schweigen sich nicht irre machen lassen, sondern nur um so dringender und kühner bitten und anklopfen. Wie lange wird es noch gehen, bis wir arme, träge, nachgeborene Christen diese Lektion unseres Gottes lernen und seine Gedanken verstehen? Wie lange müssen wir noch das Gespötte der Welt sein, und wie tief müssen wir noch herunterkommen, bis wir unsere Armut und unser Elend fühlen und uns aufraffen zum mutigen Gebet? In Christo liegen überschwengliche Heilsschätze und Segenskräfte verborgen, die er für seine arme kämpfende Gemeinde bereit hält. Warum teilt er sie uns nicht reichlicher mit? Weil wir nicht dringend genug darnach verlangen. Weil wir uns reich und satt fühlen. Weil wir zu viel unsere Zeit damit zubringen, andere, die nicht unsere Uniform tragen, zu kritisieren und zu richten, anstatt Kraft von oben anzuziehen und zu bitten, daß die Herrlichkeit unseres Herrn wieder offenbar werde in seiner Gemeinde, daß wieder mehr erkannt und erlebt werde, „daß Israel einen Gott hat.“ Darum, lieber Leser, reiche mir die Hand. Wir wollen bei uns selbst anfangen. Wir

wollen recht demütig und kindlich, aber auch mutig und anhaltend um die drei Brote bitten. Wir wollen unseren Mund weit aufthun, Er wird ihn füllen (Ps. 81, 11). „Und ihr sollt sehen, was für ein Unterschied sei zwischen dem Gerechten und Gottlosen; zwischen dem, der Gott dienet und dem, der ihm nicht dienet" (Maleachi 3, 18).

Es giebt in der heiligen Schrift viele Aussprüche vom Gebet, die sich scheinbar widersprechen. Das einemal heißt es: Bittet, suchet, klopfet an, haltet an am Gebet, allezeit beten und nicht laß werden, betet ohne Unterlaß; das anderemal: Ihr sollt nicht viel plappern wie die Heiden, ihr sollt nicht viele Worte machen. Bald: Euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr ihn bittet; bald wieder: Schüttet euer Herz vor ihm aus, alle eure Sorge werfet auf ihn. — Es geht vielen Leuten schwer, zusammenzureimen, wie man ohne Unterlaß beten und alle Anliegen dem Herrn sagen und dabei doch nicht viele Worte machen und das Bewußtsein festhalten soll, daß Gott wisse, was wir bedürfen, ohne unsere Worte erst zu hören. Der Herr Jesus und die Apostel haben solche Mahnungen untereinander, oft nebeneinander hingestellt, ohne sie weiter zu erklären. Sie setzten voraus, daß jeder aufrichtige Beter den innern Zusammenhang leicht finde, und daß die „Salbung von oben" sie alles lehren werde. Ohne diese Salbung des Geistes wird freilich ein Mensch nie ein rechter, ein Gott wohlgefälliger Beter. Darum schließt auch in unserem Abschnitt, der Herr seine Ermahnung zum Gebet mit der Verheißung: „Wie viel mehr wird der Vater im Himmel heiligen Geist geben denen, die ihn bitten!" Darüber also noch einige Bemerkungen.

---

4. Die größte und wichtigste Verheißung.

Es giebt Christen, die mit der Verheißung des heiligen Geistes nicht recht wissen, was anfangen; ja die, wenn sie den herrlichen Abschnitt des Wortes Gottes, der uns beschäftigt, zu Ende gelesen haben, etwas enttäuscht sind, wenn sie diesen Schluß finden. Es ist ihnen zu Mute, als möchten sie ausrufen: Ach, nur das?! — Auch ich hatte eine Zeit, wo mir, ohne daß ich mir darüber Rechenschaft gab, jede andere Verheißung, die mir Trost für meine irdische Zukunft spendete, zehnmal lieber war, als diese. Man verachtet dabei den heiligen Geist nicht. Man weiß und glaubt, daß er uns zum Seligwerden nötig ist. Indessen aber hat man so ernste äußere Sorgen für die Gegenwart und Zukunft, daß man meint, alles andere sei jetzt nötiger als der heilige Geist. Man macht es sich nicht klar. Man würde selbst aus heiliger Scheu nicht wagen, den Gedanken klar zu denken oder gar ihn auszusprechen; allein er liegt eben doch im Gefühl des Herzens als unklarer und unbefriedigender Eindruck. Und viele tausend Christen hätten unsern Abschnitt lieber und würden ihn öfter lesen, wenn er etwa so schließen würde: Also wird mein Vater im Himmel auch alle Sorgen und allen Kummer abnehmen denen, die ihn darum bitten. Aber den heiligen Geist! wenn man arm, bedrängt, hilflos, krank ist! Um diese Gaben zu bitten ist nötig und schön für die Pfarrer, Missionare, Evangelisten; für reiche, fromme Leute, die sonst von keinen Sorgen gedrückt werden, für Sterbende, die das Erdenleben hinter sich haben. Wie glücklich ist der, der sonst nichts braucht, sondern sein Gebet auf diese Gaben konzentrieren kann! Wie gerne möchte ich auch so gestellt sein, daß ich nur um innere, nur um geistige Gaben zu bitten hätte! — So denken viele Christen. Doch nein, sie denken nicht

so, das wäre unfromm, unchristlich. Aber sie fühlen so, und wissen nicht recht warum. Sie verstehen ihren Herrn nicht recht.

Der heilige Geist ist für unser inneres Leben, besonders für unser Gebetsleben das, was das Brot für unseren Leib, was der Regen für das dürre Erdreich ist. Ohne den heiligen Geist werden wir nie rechte, erfolgreiche Beter, und ohne ein inniges Gebetsleben nie frohe, glückliche Menschen werden. Je mehr uns Gott seinen Geist mitteilen, uns damit füllen kann, desto vertrauter, desto intimer und inniger werden wir mit ihm als mit unserem Vater. Je mehr wir aber das werden, desto freigebiger wird der Herr gegen uns sein, wenn wir ihm bittend unsere Bedürfnisse vorlegen. Der heilige Geist lehrt uns Gott wohlgefällig anrufen. Er lehrt uns rufen: „Abba, lieber Vater." Er sichtet, weiht und heiligt unsere Bitten. Er vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen.

Der Geist Gottes erleuchtet den Menschen. Das Menschenherz ist von Natur eine dunkle Kammer. Wo es finster ist, da sieht man nichts. Daher erkennt der natürliche Mensch seine Sünde und Befleckung nicht, kennt Gott nicht, sondern denkt ihn sich so wie er ihn gerade braucht. Er kennt die Welt und ihr Wesen nicht, sondern hält sie für wert, das Herz an sie zu hängen und in ihr immer wieder die Befriedigung zu suchen, die sie noch niemand gewährt hat. Erst wenn der heilige Geist ins Herz einzieht und es zu erleuchten anfängt, erkennt auch der Mensch seine Unreinheit und Verdorbenheit und kommt zum Leidtragen über sich, zur göttlichen Traurigkeit, zur Buße. Durch den heiligen Geist wird der Mensch erleuchtet über Gott, über sein herrliches, majestätisches Wesen und auch über seine Gnade, sein Erbarmen, seine Liebe, wie sie sich in Christo und in dem Wege der Erlösung geoffenbaret hat. Durch den heiligen Geist bekommt der Mensch eine wahre, eine göttliche „Weltanschauung." Er erkennt nicht

nur diese Welt in ihrer eitlen, wertlosen, täuschenden Nichtigkeit, sondern er schaut zugleich im Lichte der göttlichen Verheißungen, im Lichte der erbarmenden Liebe seines Vaters, im Lichte seiner eigenen Herzensbedürfnisse eine ewige, heilige, selige Welt, die seine Heimat ist und die alles Sehnen des ungestillten Herzens nach Frieden, nach Ruhe, nach Freude, nach Glück überschwenglich und bleibend stillen wird. Kurz, durch den heiligen Geist empfängt der Mensch das rechte Licht über sich, über die Welt, über Gott und über seine ewige Bestimmung. Ohne den Geist Gottes bleiben dem Menschen alle diese Dinge ungelöste, drückende Rätsel. „Des Menschen Herz kommt nur zur Ruhe, wenn es ruht am Vaterherzen Gottes." „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur." „Niemand aber kann Jesum Herrn heißen, ohne durch den heiligen Geist."

Ist so der heilige Geist die wichtigste und nötigste Gabe für uns, gleichsam die Grundlage für alles andere, die Gabe, durch die allein wir weitere Gaben uns erbitten können, so sagt uns der Herr noch zum Troste, daß Gott diese Bitte, die Bitte um den heiligen Geist, gerne erhöre. Diese Bitte ist nach seinem Willen. Wenn daher viele Beter immer wieder im Unklaren darüber sind, ob ihre Bitten auch nach des Herrn Willen seien, wenn man immer wieder fragen hört, wie man des Willens Gottes in Bezug auf das Gebet gewiß werden könne, so zeigt uns hier der Herr den rechten Weg dazu. Es geht überall durch ein Wachstum hindurch. Wir können nicht Gottes Regeln überspringen. Fangen wir also damit an, anhaltend und dringend um den heiligen Geist zu bitten, und in dem Maße, als wir von ihm erleuchtet und geheiligt werden, wird uns dann diese Salbung von oben auch lehren, was wir in andern Dingen des äußerlichen Lebens als Gott wohlgefällig bittend vor ihn bringen dürfen.

IV.

Die Witwe, oder: Nicht müde werden.

Luk. 18, 1—8.

1. Allezeit beten.

Lukas giebt zu dem herrlichen Gleichnis, das er allein uns aufbewahrt hat, gleich die Erklärung und den Zweck an, wenn er sagt: „Daß man allezeit beten und nicht laß, nicht müde werden soll.“ Danach könnte man glauben, der Herr wolle uns hier die gleiche Ermahnung geben, die Paulus den Thessalonichern giebt, wenn er ihnen schreibt: „Betet ohne Unterlaß“ (1 Thess. 5, 17). Das Gleichnis selbst aber zeigt uns, daß der Herr einen andern Gedanken uns nahe legen will als Paulus, ohne daß freilich der eine den anderen ausschließt.

Paulus will, daß die Christen in beständigem, stillem Gebetsumgang mit dem Herrn stehen, daß sie all ihr Thun durch Gebet weihen, daß ihr Herz ohne Unterlaß auf Gott gerichtet sei, daß das Gebet des Herzens gewissermaßen den Boden bilde, auf dem das ganze Leben des Gläubigen sich bewege. Nicht nur soll alles, was sich um uns ereignet, die „Plage jeden Tages“, die kleinen und großen Sorgen, alles was die Seele bewegt, alsbald mit Gott durchgesprochen werden, sondern das Herz soll, wie das eines in der Fremde weilenden, heimwehvollen Kindes,

immer den Zug zur Heimat, zum Vater in sich spüren. So sehr soll der Herzensumgang mit Gott zum lieben, seligen Geschäft des Christen werden, daß er nicht mehr anders kann; daß störende Gesellschaft, zerstreuendes Wesen ihm drückend ist, ihn unwohl stimmt, daß selbst im Traumleben der Seele bei Nacht, wie ich von jemand weiß, die Seele oft diese liebe Arbeit fortsetzt und der Traum zum Gebet wird, die Seele sich in ihrem Gott freut, oder auch sich vor ihm ausweint. Der wache Mensch ist nie gedankenlos; wenn er es scheint, so ist es nur, weil seine Gedanken nicht da sind, wo sie sein sollen, sondern anderswo herumflattern. Da wir nun immer an etwas denken müssen, so sollen wir uns die heilige Gewohnheit angewöhnen, unsere Gedanken im Zaum zu halten und sie auf das Wichtigste und Herrlichste — auf unseren Gott zu konzentrieren. Jede Gewohnheit wird nach und nach zum Bedürfnis, oft zur Lust. Wer erst *diese* Gewohnheit des stillen, beständigen Gebetsumganges mit Gott geschmeckt hat, dem wird sie zum *seligen* Bedürfnis. Und wer kann ermessen, von welch köstlichen, gesegneten Folgen eine solche heilige Gewohnheit begleitet ist! Wie der Tau in verborgener Weise die Aue feuchtet, die Pflänzlein erquickt und stärkt, so erquickt und stärkt der stille Gebetsumgang mit Gott den Menschen nach innen und außen und zieht Segnungen herunter über sein Herz, Haus und Beruf. Möge uns daher der Herr die Gnade schenken, daß wir immer weniger unsere Zeit mit irdischen und gleichgiltigen Gedanken vergeuden, sondern mehr und mehr unsern „Wandel im Himmel" führen lernen. So meint es Paulus mit dem Gebet ohne Unterlaß.

Der Herr meint in unserem Gleichnis wohl dasselbe, verbindet aber damit noch einen andern Gedanken, den des dringlichen Anhaltens, des *unermüdlichen Fortbetens in besonderer Not*, wenn Gott zu schweigen scheint. Es ist derselbe Gedanke, den er im vorhergehenden

Gleichnis von den drei Freunden uns nahelegt, nur hier in noch größerer Verstärkung. Paulus will sagen, daß unser Herz auf Gott gerichtet sein soll, auch wenn wir kein besonderes Anliegen ihm vorzutragen haben. Der Heiland dagegen ermahnt uns, daß wir in unseren Notlagen im Bitten nicht mutlos werden, sondern fortfahren sollen, bis uns Hilfe und Rettung zu teil geworden ist. Kurz, Paulus meint dort den normalen Zustand eines lebendigen Christen; der Herr aber denkt hier an das ausharrende Ringen des Christen in schwerer Trübsal. Es war dem Herrn nicht genug, einmal diese Ermahnung, im Gleichnis von den drei Freunden, gegeben zu haben. Er mußte sie noch einmal, in noch eindringlicherer Weise aussprechen. Er kennt uns eben genau und weiß, wie leicht wir müde werden im Gebet, wie bald wir entmutigt ablassen, wenn Gott zu schweigen scheint. Er weiß auch und es schmerzt ihn, daß wir uns damit in unserem Leben tief schädigen, daß wir manche Last weiterschleppen müssen, nur weil uns der Mut, die Ausdauer, das unerschütterliche Vertrauen im Gebet fehlt. Und in der That, — in allen Dingen zeigen die Menschen mehr Energie und Unermüdlichkeit, als im Gebet. Welche Anstrengung und Ausdauer können manche Menschen in ihrem Berufe und für ihre Ausbildung entwickeln; wie unermüdlich können sie sich zeigen, wenn es Vergnügen und Genuß gilt! Zum Gebet aber sind oft die Besten so träge, so bald müde! Es liegt da eben eine Anfechtung, ein verborgener Einfluß der Macht der Finsternis, den der Herr wohl kannte, den auch jeder aufmerksame Christ je und je spürt. Der muß gebrochen und überwunden werden durch heilige Energie, wenn das Gebet fruchtbar und segenbringend sein soll.

Treten wir also in das schöne Gleichnis ein und betrachten wir zu unserer Zucht und Stärkung die einzelnen Züge desselben.

2. Die Witwe.

Eine Witwe stellt uns der Herr vor Augen, die von einem Widersacher geplagt wird. Ein doppeltes Unglück lastet auf ihr. Ein Kreuz ist ihr von Gott auferlegt — sie ist Witwe; das andere kommt von den Menschen — sie hat einen Feind, der sie verfolgt. Ja noch ein drittes dürfen wir nennen — sie hat mit einem sehr ungerechten Richter zu thun. Sie ist also eine recht schwer geprüfte, vielfach angefochtene Frau. Der Witwenstand ist von Gott selbst als ein schwerer angesehen und deshalb auch mit besonderem Trost im Worte Gottes bedacht worden. Hat aber eine arme, schutzlose Witwe gar noch Verfolgung und etwa boshafte Beeinträchtigung ihres Eigentums von harten Menschen zu erfahren und findet sie nicht einmal vor dem Richter Schutz und barmherzigen Beistand, so ist das eine überaus traurige Lage, die jedem Menschen Mitleid abnötigen sollte.

Dieses Bild von der Witwe ist unbeschreiblich lieblich und offenbart uns das überschwengliche Erbarmen des Herrn gegen uns. Denn wen meint der Herr unter der Witwe? Wessen Bild zeichnet er damit? — Er meint seine Gemeinde auf Erden, und in derselben jedes einzelne Glied. Also auch dich und mich.

Der Herr hat im vorhergehenden Kapitel von seiner einstigen Wiederkunft gesprochen und auch unser Gleichnis schließt er mit den Worten: „Doch wenn des Menschen Sohn kommt, wird er auch Glauben finden auf Erden?“ Der Wiederkunft Christi aber wird, nach übereinstimmendem Zeugnisse des Wortes Gottes, ein großer Abfall und eine schwere Verfolgung der treuen Glieder Christi vorangehen. Da wird die kleine Gemeinde rechtlos erklärt, verachtet, verlassen, einsam wie eine Witwe dastehen. Ihre einzige Hoffnung und Zuflucht wird ihr Gott sein. Alle andern Stützen werden ihr genommen, ja werden sich

gegen sie erklären. Das Ende der christlichen Kirche wird sein, wie ihr Anfang im apostolischen Zeitalter. Weltgeist und Gottesgeist werden sich mehr scheiden, und der Weltgeist, „das Tier“, wird äußerlich über Christi Gemeinde triumphieren. Diese allgemeine Drangsal des Endes hat aber im Verlauf der Geschichte ihre Vorspiele, die sich steigern werden, je mehr wir dem Ende nahen. Jetzt schon hat da und dort eine christliche Gemeinde einen Vorgeschmack zu kosten von dem Hasse, der Unterdrückung, die am Ende allgemein und aufs höchste gesteigert ausbrechen wird. Aber auch da, wo die gläubige Gemeinde noch unbedrückt ihres Glaubens leben darf, stehen ihr doch auch heute schon große Massen mit feindlicher Gesinnung gegenüber, von denen sie nichts Gutes zu hoffen hat. So darf sich jetzt schon die gläubige Gemeinde auf Erden als die bedrängte Witwe ansehen und dieses Gleichnis auf sich anwenden. Und sie thäte gewiß gut, daran zu denken und durch des Herrn freundliche Mahnung sich mit brünstigerem Gebet auf das Kommende zu rüsten.

Aber noch in einem anderen Sinn gilt dieses Bild unserer gegenwärtigen Christenheit. Eine Witwe ist ein einsames, verlassenes Weib, deren Gatte, deren Stütze und Versorger von ihr genommen ist Ihre Freude, ihr Ruhm, ihr Glück ist verschwunden, und Traurigkeit, Verborgenheit, Vergessenheit ist ihr Los. Ist das nicht der Charakter unserer jetzigen Christenheit? Zwar macht sie mancherorts viel Lärm, hat auch den Namen, daß sie lebe. Wer aber tiefer blickt, muß mit Trauern bekennen, daß wir doch eigentlich — und schon lange — recht arm, recht verlassen, recht verachtet sind. Es ist, als ob der heilige Geist, der Geist der ersten Zeugen, uns wirklich verlassen habe. Ganz besonders ist der Geist der Kraft mit seinen reichen Gaben von uns gewichen, sodaß die Offenbarungen der Herrlichkeit des Namens Jesu, die Glaubensthaten in seiner Gemeinde fast nur noch aus der Geschichte bekannt sind. Man kann

ja darüber verschieden denken. Man kann meinen, es sei ganz in der Ordnung, es sei vom Herrn so gewollt, daß die hohen Geistesgaben und Geisteskräfte der apostolischen Gemeinde uns mangeln. Es ist ja hergebrachte Theologie, den status quo, den gegenwärtigen Zustand, weil er schon so lange so ist, als den normalen zu nehmen. Auf Jesu und der Apostel Wort kann man sich aber damit nicht berufen. Nirgends ist uns gesagt, daß die herrlichen, großen Verheißungen nur einer oder zwei Generationen gelten würden, und daß dann die Christenheit, sobald etwa die Staatskirche etabliert sei, diese Gaben nicht mehr brauche und nicht mehr empfangen solle. Im Gegenteil. Wer Jesu Verheißungen liest, wer die Ermahnungen der Apostel ansieht, der kann nicht anders, als den Eindruck bekommen, daß sie der Gemeinde der Gläubigen aller Zeiten gelten sollten. Der Geist Jesu ist seiner Gemeinde verheißen. Wo aber Jesu Geist waltet, da offenbaren sich auch Jesu Auferstehungskräfte zur Verherrlichung seines Namens, zum Heile der Welt, zur Ueberwindung der Macht der Finsternis, zur Linderung des Elends der Elenden. Ich meinesteils gestehe offen, daß unter allem Schweren meines Pfarramtes in der Fremde mir das schon lange das schwerste und drückendste ist, daß ich der leiblichen und geistigen Not der Menschen so arm gegenüberstehe, daß ich auf der einen Seite soviel Elend und Weh, auf der andern so herrliche Verheißungen sehe, — Schätze, die wie hinter verschlossenen Thüren liegen, die für uns bestimmt sind, über die wir aber nicht verfügen dürfen; daß ich sehen muß, wie der hohe Name unseres Herrn verachtet und geschmäht wird, und wir seine Ehre nicht so retten können, wie wir sollten, weil die Heils- und Erlösungskräfte seines Geistes uns so sehr mangeln. Und ich bin darin gewiß nicht allein. Es wäre aber doch an der Zeit, daß die Gemeinde Christi im ganzen anfinge, diesen Mangel zu fühlen, ihre Witwenschaft

zu erkennen und dann den Weg einzuschlagen, den der Herr uns im Gleichnis zeichnet, — den Weg des dringenden Gebetes.

Aber nicht nur die Gemeinde Christi im ganzen, sondern jedes einzelne Glied ist in diesem Bilde gemeint. Ja nur in dem Maße, als jedes Glied die Witwe ist und sich als solche fühlt, ist es auch die Gemeinde im ganzen. Es sollte uns auch nicht schwer fallen, uns unter diesem schönen und wahren Bilde zu erkennen. Sind wir denn nicht alle arme, schwache, hilflose Leute, die mit allem, mit ihrem äußeren und inneren Leben, auf die Güte und das Erbarmen eines anderen angewiesen sind? Wohl giebt es eine Menge Menschen, die in sich selbst das größte Vertrauen haben, sich sehr männlich und unabhängig fühlen. Früher oder später bricht aber doch bei jedem der Mut zusammen und er erfährt und muß erkennen, daß er sich nicht helfen, sich nicht selbst retten kann. Jeder Mensch auf dieser Erde sollte von Haus aus das Gefühl und das Bewußtsein in sich tragen, daß er ohne Gott ein verlassener, hilfloser Mensch ist. Er ist es dennoch, auch wenn er es nicht fühlt. Freilich fällt es manchen Menschen, auch Christen, recht schwer, dieses Witwengefühl sich anzueignen. Sie sind jung, gesund, glücklich in ihren Umständen, ohne Sorgen in der Gegenwart, ohne Bangen für die Zukunft, haben dazu noch das Bewußtsein, daß sie Gotteskinder sind, daß ihr Vater im Himmel nur in Güte an sie denkt. Wie kann man sich da verlassen, hilflos, verwaist fühlen! Und doch! Ist denn nicht alles ein Geschenk? Bist du Herr über dein Glück? Herr über deine Zukunft — nur über den morgenden Tag? Mußt du dich nicht mit deinem ganzen Dasein machtlos in der gewaltigen Hand eines andern fühlen, wenn du nur ein wenig nachdenken willst? Jeder Mensch lebt von Gottes Almosen. Jeder ist, wenn er auf sich schaut,

eine arme Witwe. — So sieht uns der Herr an; so sollen wir uns selbst ansehen lernen.

Dazu schickt er uns allerlei Trübsale. — Dreierlei hat uns der Herr an der Witwe im Gleichnisse gezeigt: Eine von Gott, eine vom Widersacher und eine vom ungerechten Richter. Meint der Herr mit der Witwe uns, so werden wir auch in unserem Leben diese Trübsale finden. Und so ist es.

Am schwersten wird gewiß jedem Gottesmenschen das, daß er sich auf dieser Erde in der Fremde weiß, daß er nicht in der Heimat beim Vater ist, daß er in tausend Fällen nicht von Angesicht zu Angesicht mit seinem Gott reden kann. Aus jedem Kindesherzen muß je und je der Seufzer aufsteigen: „Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?“ (Ps. 42, 3). Der Heiland hat dieses Gefühl vorausgesetzt, als er sagte: Wenn aber der Bräutigam von ihnen genommen wird, dann werden sie leidtragen“ (Matth. 9, 15). Dieses Sehnen, dieses Heimweh nach dem Herrn ist ein charakteristisches Zeichen der Gotteskindschaft. Es ist das Witwengefühl. Dazu kommen auch allerlei Trübsale und Leiden, die uns vom Herrn auferlegt werden, wie die Witwenschaft der Witwe im Gleichnis. Und wenn wir auch dabei den Trost haben, „daß wir in die Hände des Herrn gefallen und nicht in die der Menschen“, so fühlen wir uns eben doch unter dem Kreuze. Wenn auch das Joch des Herrn, durch seinen Trost, leicht ist, so ist es eben doch ein Joch. Und weil es der Herr auflegt, so dürfen und können wir es nicht abschütteln. Wir müssen uns darunter beugen. Wir fühlen uns in der Hand des Goldschmieds, der da sitzt und läutert. — Dann geht es auch bei uns nicht ab ohne Widersacher. Die Macht der Finsternis mit ihren Anfechtungen, Anläufen, feurigen Pfeilen macht jedem Christen viel Not, mehr als er glaubt und weiß, und auch die Menschen, in denen der Teufel sein Werk hat, dürfen uns je und

je anfallen. Unser irdischer Pilgerlauf wird uns dadurch erschwert und was noch schwerer ist, unser ewiges Erbe, unser Eigentum wird uns von dem Widersacher streitig gemacht. Wir fühlen uns mit unserem ganzen Dasein, mit unseren teuersten Gütern von übermächtigen Feinden bedroht, die es auf unsern Untergang abgesehen haben und gegen die wir uns zu schwach fühlen. Wir kennen unseren Witwenstand. Wohin in diesem Kampfe? Nun, zum Richter, zu dem heiligen, gerechten Gott. Ihm befehlen wir unser Leid, unsere Angst, unsere Sorgen. Allein auch er schweigt oft lange zu unseren Klagen! Es ist oft, als ob er kein Ohr habe für das Seufzen der Angefochtenen, kein Auge für unsere Thränen, kein Herz für unsere Not. Da fühlt sich dann der arme, angefochtene Mensch so einsam, so traurig, so verlassen, so unglücklich, daß er nicht weiß, wo aus noch ein — er fühlt sich als Witwe, als „verlassenes und von Herzen betrübtes Weib."

Es ist etwas Köstliches und Trostvolles, daß der Herr seine Gemeinde und alle die, aus denen sie besteht, also charakterisiert. Man fühlt in diesem Gleichnis von der Witwe sein Herz voll Erbarmen gegen uns schlagen. Er kennt uns besser als wir uns selbst kennen, und zeichnet unsere Erfahrungen, unsere Gefühle, das Innerste unseres Herzens so freundlich und so treu, daß jeder, der seinen Gedanken erfaßt, sich sagen muß: das gilt mir, das bin ich, der Herr kennt mich und meinen Zustand. Ja, —

Es kennt der Herr die Seinen
Und hat sie stets gekannt,
Die Großen und die Kleinen
In jedem Volk und Land.
Er läßt sie nicht verderben;
Er führt sie aus und ein;
Im Leben und im Sterben
Sind sie und bleiben sein.

3. Der Witwe Macht.

„Wenn ich schwach bin, so bin ich stark.“ So spricht der große Paulus von sich. Er offenbart aber damit ein wunderbares, köstliches Geheimnis des Christenlebens und giebt eine überaus praktische Erklärung zu dem Gedanken, den uns der Herr in unserem Gleichnis von der Witwe zu denken giebt. In ihrer Schwachheit lag der Witwe Kraft. Sie hatte nicht die Mittel, einen Prozeß zu führen. Sie besaß nicht die imponierende Autorität, die den ungerechten Richter hätte bewegen können, aus menschlicher Rücksicht ihr Recht zu wahren. Es blieb ihr nur eine Waffe — das unabläßige Bitten um ihr Recht. Diese aber wußte sie meisterhaft zu gebrauchen und erfocht damit einen herrlichen Sieg. Machen wir uns doch das ergreifende Bild recht klar. Ein Verfolger plagt das arme Weib. Sie geht zum Richter, erzählt ihm ihre Lage, bittet um Untersuchung, um Schutz gegen ihren Feind. Sie merkt jedoch an den Redensarten des Richters, daß sie von ihm nicht viel zu hoffen hat. Sie geht traurig fort, überlegt sich aber, was ferner zu machen sei. Sie findet keinen Rat, keine Aussicht auf Rettung, als eben durch den Richter. In seiner Hand liegt es allein, ihr zu helfen. Sie entschließt sich nochmals, zu dem Manne zu gehen. Sie klopft an seine Thüre. Herein! ruft der Richter. Und als er sie sieht, läßt er sie kaum zu Wort kommen, sondern weist sie ab mit Ausreden: daß es nicht so leicht gehe, wie sie meine, daß die Sache ganz anders liege, sehr verwickelt sei u. s. w. Sie geht abermals fort mit dem bestimmten Gefühl: Er will nicht helfen. Was thun? Sie weiß, an seinem Spruch hängt ihre Rettung, ihr Glück oder Unglück. Sie geht nochmals, mit traurigem, bekümmertem Herzen. Sie weiß wohl, daß sie lieblos, vielleicht roh empfangen wird; aber es handelt sich um ihr und ihrer Kinder Wohlergehen,

oder um ihren Untergang — und sie kennt keinen andern Ausweg. Sie kommt wieder und wieder. Sie bringt ihre Bitte: „Rette mich von meinem Widersacher“, demütig, thränenvoll vor. Zehnmal wird sie hart weggeschickt, denn er wollte lange nicht, zehnmal kommt sie wieder! Sie wird nicht müde; endlich aber wird der gottlose Mann der Belästigung müde. Er nimmt Papier, schreibt den Richterspruch, übergiebt ihn der Frau und ihr ist geholfen. Nicht ihr Kummer, nicht ihre Thränen rühren ihn. Er hilft nicht aus Erbarmen, nicht um des Rechtes willen, sondern aus Selbstsucht, — um Ruhe zu bekommen. Aber er hilft doch.

Was doch eine Witwe, eine schwache, schüchterne Frau vermag! Was doch das Bitten, das demütige, anhaltende, unermüdliche Bitten ausrichtet! Und zwar schon bei den Menschen, selbst bei harten, rohen, schlechten Menschen! Wir wollen hier nicht gleich den herrlichen Schluß auf Gottes Herz ziehen, wir kommen nachher daran. Wir wollen uns hier nur den Gedanken zu Herzen nehmen, einmal, daß das anhaltende, dringende Bitten eine Macht ist, die die herrlichsten Siege erringt; und dann, daß die Erkenntnis unserer Schwachheit, unserer Hilflosigkeit der Boden ist, auf dem das rechte Gebet wächst. In dem Maße, als wir auf uns selbst oder auf andere Dinge unser Vertrauen setzen, als wir uns stark fühlen, werden wir schwach sein in allen Dingen, besonders im Gebet. Man kann, mit einem gewissen Selbstvertrauen in seine Gaben, sein Geschäft, seine Erfolge, ein ganz christlicher, frommer Mensch sein. Man kann regelmäßig, aufrichtig und fromm beten. Aber das Gebet wird nur dann und nur in dem Maße durchschlagend, zu Gottes Herzen dringend und erfolgreich sein, als wir unsere absolute Abhängigkeit von Gott in allen Dingen, unsere Schwachheit und Nichtigkeit erkennen. Es giebt ja eine Menge Christen, deren Ideale nicht hoch stehen. Wenn sie ihrer Sündenvergebung für sich gewiß

und in ihren Verhältnissen gesegnet und ordentlich versorgt sind, so ist ihr Ideal erreicht und ihr Gebet ist der matte Reflex ihrer Befriedigung. Wem aber die Verachtung der Majestät unseres Königs zu Herzen geht; wer über seine eigene kleine Welt hinausblickt und die Gemeinde Jesu auf Erden ansieht und sich der seufzenden Menschheit im großen ganzen erinnert — der muß sein Ideal höher stecken. Er wird für sich und andere den Gedanken des Herrn erfassen, unsere Witwenschaft erkennen, und auch sein Gebet nach und nach zu einem Witwengebet machen. „Das Verlangen der Elenden hörest du, Herr; ihr Herz ist gewiß, daß dein Ohr darauf merket“ (Ps. 10, 17). „Und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache, was stark ist“ (1 Cor. 1, 27).

---

4. Der Witwe Recht.

„Schaffe mir Recht“, bittet die Witwe. Kein Almosen, keine Gefälligkeit begehrt sie von dem Richter, sondern ihr Recht. In den vorhergehenden Gleichnissen handelte es sich um Gaben, auf die der Bittende keinen Rechtsanspruch hatte. In unserem vorliegenden Gleichnisse tritt der neue Gedanke des Rechts hervor, der gewiß nicht zufällig, nicht bedeutungslos ist. Was will uns der Herr damit lehren? Haben wir denn vor Gott ein Recht, das wir verlangen können? Nach des Herrn ausdrücklichem Wort in unserem Gleichnis ist es der Fall. Wir müssen daher suchen, des Herrn Gedanken zu verstehen.

Auch hier müssen wir wieder sagen, es ist ein kühnes Wort, das kein Mensch hätte wagen dürfen auszusprechen, wenn es nicht der Herr gethan hätte. Denn das Gefühl hat ja jeder Gottesmensch, daß wir nur von Gnade leben, daß wir vor Gott uns auf kein Recht berufen können. Der höchste Ruhm, zu dem wir es bringen können, ist der:

„Mir ist Erbarmung widerfahren, Erbarmung, deren ich nicht wert." Und dennoch — wer ein Gotteskind geworden ist, der hat auch ein Kindesrecht im Hause Gottes. Und es wäre gewiß segensreich für uns, wenn wir uns mehr unserer hohen Würde, unseres Adels vor Gott und unserer hohen Vorrechte bewußt würden und uns öfters daran erinnerten. Ein „unvergängliches und unbeflecktes und unverwelkliches Erbe, das behalten wird im Himmel für uns"; „die Krone der Gerechtigkeit, welche der Herr, der gerechte Richter, an jenem Tage geben wird allen, die seine Erscheinung lieb haben"; „die Freiheit, womit uns Christus befreiet hat"; „die herrliche Freiheit der Kinder Gottes", innere und äußere, zeitliche und ewige Güter sind es, die „das Erbteil der Heiligen" bilden. Wer nun in dem Glauben, „daß Christus für unsere Sünden dahingegeben und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt ist", ein Gotteskind geworden ist, der hat auch ein Recht daran, daß alle Früchte des Todes Christi ihm zu teil werden. Und von diesem Recht soll er Gebrauch machen, umsomehr, je mehr er fühlt, daß der Widersacher sie ihm streitig machen will.

Wir haben also ein Recht dazu, uns der Hoffnung des ewigen Lebens zu getrösten und mit dieser seligen Aussicht unsern Pilgerweg zu erhellen. Will uns der böse Feind diesen Trost anfechten, so dürfen wir uns an „den gerechten Richter" wenden mit der Bitte: „Schaffe mir Recht gegen meine Widersacher."

Christus hat durch sein Sterben dem Tode den Stachel genommen. Wir haben daher ein Recht zu einem friedlichen, frohen, seligen Sterben. Will uns der Feind in der Todesstunde, oder im Ausblick auf sie, bange machen mit unseren Sünden, so dürfen wir, weil unsere Schulden mit dem teueren Lösegelde des Blutes Christi bezahlt sind, rufen: „Schaffe mir Recht gegen meine Widersacher."

Wir sind zur Freiheit berufen und müssen nicht mehr Knechte der Sünde sein, denn der Herr ist gekommen, daß er die Werke des Teufels zerstöre. Will uns der Feind in einer Sünde gefangen halten, geht es uns schwer, einer Versuchung, einer sündigen Gewohnheit, einer Leidenschaft, eines Bannes, der uns den Frieden stört, Herr zu werden, so dürfen, so müssen wir rufen: „Rette mich von meinem Widersacher."

Auch unser äußeres Leben wird oft beeinflußt von der Macht der Finsternis, und viele Leiden sind von ihr veranlaßt. Zwar ist es des Herrn Ordnung, daß jeder Christ in diesem Leben sein Kreuz zu tragen habe. Allein das ganze Heilandsleben des Herrn auf Erden beweist doch, daß er es auch auf die äußere, leibliche Hilfe und Errettung der Seinen aus allerlei Not abgesehen hat. „Er machte allerlei Kranke gesund, auf daß erfüllet würde, das gesagt ist durch den Propheten Jesaias, der da spricht: Er hat unsere Schwachheiten auf sich genommen nud unsere Seuchen hat er getragen" (Matth. 8, 16. 17). Als herrlichsten Beweis, daß er der verheißene Heiland sei, führt er selbst an: „Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein" (Math. 11, 5). Bei der Heilung des krummen Weibes sagte der Herr, Satan habe diese Tochter Abrahams gebunden gehabt achtzehn Jahre (Luk. 13, 11—16). Wenn wir auch kein Recht haben auf Reichtum und Ueberfluß, „um ihn in Wohllüsten zu verzehren", so haben wir doch für unser äußeres Leben ein Recht auf ein barmherziges, gesegnetes, friedliches Dasein. Denn die Gottseligkeit hat auch die Verheißung dieses Lebens und ist zu allen Dingen nütze. Wenn du also von Sorge und Kummer, von schmerzlichen Störungen in deinem Leben, deiner Familie, deinem Berufe angefallen wirst, wenn böse Menschen oder schwere Umstände dein Leben zu einem friedlosen machen wollen, so darfst du getrost vor deinen Gott treten und als hilf-

lose Witwe ausrufen: „Schaffe mir Recht gegen meine Widersacher.“

Besonders sollten alle die Menschen, denen es oft am Nötigsten fehlt, sich des Herrn Mahnung zu Herzen nehmen, zumal wenn unter ihrem Mangel andere, etwa unschuldige Kinder schwer leiden. Auf das Notwendigste, das wir zu unserer Existenz brauchen, hat jeder ein Recht. Denn das läßt sich der barmherzige Gott doch nicht nachsagen, daß er einem Menschen, nach seinem Bilde erschaffen, das Leben lasse und ihm nicht das tägliche Brot dazu gebe. Speist er doch die Vögel unter dem Himmel. „Ihr aber seid mehr wert, denn viele Sperlinge.“ Würden alle die Menschen, die in diesem Stücke schwer geprüft sind, anstatt zu murren und sich zu erbittern, die Ermahnung des Herrn befolgen und beten, bußfertig, anhaltend, dringend bitten, sie würden gewiß oft herrliche Hilfe erfahren.

In irdischen Dingen sind die Menschen so genau und lassen sich nicht leicht ungestraft an ihrer Ehre oder an ihrem Gut schädigen. Um einige Franken können sie einen Prozeß anfangen. In Bezug auf die ewigen Güter aber und gegen die überlegenen, tiefgehenden Angriffe und Schädigungen der Macht der Finsternis verhalten sie sich so gleichgiltig. Und doch zeigt uns der Herr einen so einfachen Weg, uns dieses Feindes zu erwehren. Wir haben einen g e r e c h t e n Richter.

5. Der Richter.

Einen Richter zeichnet der Herr in unserem Gleichnis, an dessen Spruch das Wohl und Weh der armen Witwe hängt. Das Richteramt ist ein hohes, heiliges Amt. Es repräsentiert auf Erden Gottes Gerechtigkeit und Heiligkeit und hat die hohe Aufgabe, das Schwache, das Geringe,

das Unschuldige gegen Gewalt und Bosheit zu schützen, das Unrecht ohne Ansehen der Person zu strafen. Unsere Alten haben die Gerechtigkeit mit Wage und Schwert in den Händen und mit einer Binde über die Augen dargestellt, und wer durch Lausanne geht, kann auf dem Brunnen vor dem Rathause eine solche Statue sehen.

Der Herr zeichnet uns einen sehr schlimmen Richter, so schlimm, daß man auf den ersten Blick versucht ist zu denken, das Bild sei übertrieben, solche Subjekte gebe es doch wohl nicht unter den Richtern auf Erden. „Obgleich ich mich vor Gott nicht fürchte, noch vor keinem Menschen mich scheue", — läßt der Herr den Mann von sich selbst sagen. Doch wir werden sehen, daß der Herr nicht übertrieben hat. Dieser Mann hat also die zwei mächtigsten Schranken der menschlichen Gesellschaft und des Menschenherzens, — die Gottesfurcht und die Rücksicht auf die Menschen — niedergetreten. Die Gottesfurcht ist doch noch eine Macht auf Erden, selbst in den Herzen der Heiden, wenn auch in verirrter und verkümmerter Gestalt. So ohne einen „Schein des Rechtes" einem anderen Menschen offenbares Unrecht anthun, wagen doch verhältnismäßig nur wenige Menschen. Sie glauben im ganzen noch an eine Vergeltung, an das Walten einer verborgenen Gerechtigkeit, der sie nicht entgehen können. Selbst offenbare Verbrecher suchen meist ihre Thaten vor ihrem strafenden Gewissen mit ihrer Lage, mit ihrer Erziehung oder mit dem Benehmen anderer zu entschuldigen oder zu mildern. Wer aber dahin gekommen ist, daß er sich mit klarem Bewußtsein sagt, „ich fürchte mich nicht vor Gott" mit meinen bösen Thaten, der ist nicht nur kein Heide, sondern der ist kein Mensch mehr. Er ist ein Kind des Teufels geworden. Er hat den letzten Rest vom göttlichen Ebenbilde abgestreift und den letzten Faden, der ihn noch mit Gott verband, zerrissen. Soweit war dieser Richter.

Noch mächtiger als die Gottesfurcht ist leider die Scheu vor den Menschen. Unberechenbar groß ist der Einfluß, den die öffentliche Meinung oder die Rücksicht auf das Urteil der Menschen ausübt auf den Verkehr der Menschen untereinander, sowie auf ihr Thun und Lassen, ihr Reden und Handeln. „Was würde man von mir denken; was würden die Leute von mir sagen!" — das ist vielen Menschen eine wichtigere Schranke für ihren Wandel als die Furcht vor Gott. Viele Leidenschaften werden, besonders bei jungen Leuten, durch diese Rücksicht im Zaum gehalten. Selbst bei Christen ist nicht selten die Scheu vor ihren Mitchristen mächtiger als die vor Gott. Aber auch der ehrlose Mensch will gewöhnlich nicht für ehrlos gelten. Er trachtet, so lange es geht, sich den Schein des Gegenteils zu bewahren. Es muß daher mit einem Menschen, zumal wenn er ein öffentliches Amt verwaltet, entsetzlich tief heruntergegangen sein, wenn er mit rühmendem Selbstbewußtsein von sich sagen kann: „Ich scheue mich vor keinem Menschen mit meinem bösen Thun."

Daß sich nun ein so vollendeter Bösewicht je unter dem Richterstande und dazu im Volke Gottes gefunden habe, scheint, wie oben gesagt, fast unglaublich. Und doch hat der Herr in diesem traurigen Bilde nicht in die Luft gegriffen, sondern einen Menschen, einen wirklichen Menschen als Repräsentanten vieler anderer gezeichnet. Er schaute eben tief in den Abgrund des menschlichen Verderbens und sah, wie die Sünde nichts, kein Alter, keinen Stand, auch nicht den heiligsten, verschont. Wir brauchen, um die Wahrheit dieses Bildes zu erkennen, uns nicht bei unsern eigenen Erfahrungen aufzuhalten. Der Herr selbst hat solche Richter kennen gelernt. Niemand konnte ihn einer Sünde zeihen, und doch suchten sie ihn zu töten. Sie suchten lange eine Ursache gegen ihn und fanden keine; sie suchten falsche Zeugen wider ihn und es gelang ihnen nicht. Der römische Richter erklärte ihn im Namen

des römischen Rechts für unschuldig, — und sie töteten ihn dennoch. Ohne Zweifel hatte der Herr bei der Zeichnung des Richters im Gleichnis eben seine eigenen Richter im Auge gehabt.

„Ob ich mich schon vor Gott nicht fürchte, noch vor keinem Menschen scheue, dieweil mir aber diese Witwe so viel Mühe macht, will ich sie retten, auf daß sie nicht zuletzt komme und übertäube mich." — Da sprach der Herr: Höret hier, was der ungerechte Richter sagt! Sollte aber Gott nicht auch retten seine Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen?

In überraschend herrlicher Weise zieht der Herr den Schluß aus seinem Gleichnis. Von dem kalten, bösen, selbstsüchtigen Richter weg, stellt er uns plötzlich vor den heiligen, gerechten, barmherzigen Gott. Es ist unmöglich, die Schönheit, die Kraft, die unwiderstehliche Gewalt dieses Schlusses zu beschreiben. Man kann sie nur nachfühlen und anbetend danken. Wahrlich, der Herr versteht es, den Blöden, den Verzagten, den Elenden Mut zu machen. Wer hier nicht zum Vertrauen kommt und zum Gebet ermuntert wird, dem ist nicht zu helfen. Höret hier! O möchte doch dieser herrliche, trostvolle Ruf unseres Herrn in viel tausend Herzen ein Echo finden und uns alle begeistern zu einem innigen, treuen, glaubensvollen Gebetsleben! Höret hier, alle ihr Mühseligen und Beladenen, ihr Bekümmerten und Gedrückten, ihr Angefochtenen und Mutlosen — höret hier, was das Bitten ausrichtet, was die Schwachheit vermag, was den Feind überwindet! Was Hilfe schafft in jeder Not, was Rettung bietet in jeder Gefahr, was Ruhe, Frieden, Glück und Seligkeit bringt im Leben und im Sterben! Höret hier, was der Sohn Gottes, der treue und wahrhaftige Zeuge, uns von seinem Vater sagt!

Höret hier, welch herrlichen, unvergleichlich barmherzigen Heiland, welch gnädigen, gerechten, hilfbereiten Gott wir haben! Höret hier, wie lieblich, wie unbeschreiblich freundlich der Herr uns ermuntert und lockt zum Bitten, zum Nehmen, zum Siegen! Wer könnte auch nach solchen Worten seines Herrn noch mutlos und kleingläubig seine Last weiter schleppen wollen, anstatt sie, wie die Witwe, wegzubitten? Lasset uns doch die herrlichen Worte unseres Herrn ernst nehmen! Lasset uns den stillen, verborgenen, aber siegreichen und seligen Kampf des Gebets kämpfen! Es werden gewiß Siege daraus kommen. Möge doch jeder sich sagen: Was Gott seinen armen Kindern verheißen hat, was er schenken kann für dieses und das ewige Leben, was er je und je den andern überschwenglich gewährte, — das will ich auch haben, das muß ich erbitten. Ich will mich nicht verkürzen lassen. Wenn es nur aufs Bitten ankommt, — nun, das kann ich auch, das will ich üben, und was jemals einer dadurch erreicht hat, das will ich auch erreichen. — Das möchte der Herr mit diesem Gleichnis bei uns bewirken.

„Sollte aber Gott nicht auch retten seine Auserwählten?" Der Herr stellt einfach den ungerechten Richter Gott gegenüber, ohne weitere Prädikate, ohne Gottes Herz näher zu beschreiben. Er redete zu Israeliten, die ihren Gott kannten und die nun selbst den himmelweiten Unterschied zwischen dem heiligen Gott und dem bösen Richter nachdenkend betrachten sollten. Einem gläubigen Israeliten mußte auch sofort bei solcher Zusammenstellung das ganze Erbarmen des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs, alle die ergreifenden Wunder desselben an seinem Volke, alle die herrlichen Verheißungen der Propheten, alle die trostvollen Erklärungen Gottes von seiner Güte gegen die Seinen vor die Seele treten. Denn Israel war ein Volk des Gebets, der Wunder und der Verheißung. Sein Dasein war die Frucht des gläubigen Gebetes

Abrahams. Seine Geschichte ruhte auf Gottes wunderbarem Eingreifen. Seine Hoffnung und Herrlichkeit lag in den Verheißungen Jehovas. Jeder Israelite, selbst der Nichtfromme, war stolz auf die heilige Geschichte seines Volkes, stolz auf seinen Wundergott, stolz auf die hohen Verheißungen für seines Volkes Zukunft. Und darin unterschied sich das alttestamentliche Bundesvolk freilich in tiefgehender Weise von dem neutestamentlichen. Wäre bei den gläubigen Christen nur halbsoviel heiliger Stolz auf ihren Adel und dankbare Anerkennung ihres Auserwähltseins, so würde es gewiß auch bei uns besser stehen. Deshalb aber begriff auch der Israelite leichter und tiefer als wir den Gedanken des Herrn in dem Worte: „Höret hier, was der ungerechte Richter sagt. Sollte aber Gott nicht auch retten seine Auserwählten?" Tausend Stimmen aus seiner Väter Geschichte und aus seinen heiligen Büchern riefen ihm die Bestätigung zu: Ja, unser Gott ist ein Gott des Erbarmens, ein Gott der Rettung, ein gnädiger und barmherziger Gott, ein gerechter Richter.

Wie ist doch uns Christen das wunderbare Wesen des rettenden Wundergottes so sehr in den Hintergrund getreten! Und doch sind die Offenbarungen, auf denen der neue Bund ruht, so unendlich viel herrlicher, als die, die Israel zuteil wurden. „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht. Und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns. Und wir sahen seine Herrlichkeit, als die Herrlichkeit des eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit." „Ich und der Vater sind eins. Wer mich sieht, der sieht den Vater." „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber." So majestätisch auch die Wunderthaten Gottes im alten Bunde waren, so freundlich auch dort Gottes Reden zu seinem Volke oft klingt — es ver-

schwindet doch alles weit hinter dem Wunder der Erscheinung des Sohnes auf Erden, seiner Liebe bis zum Tode gegen uns, der Offenbarung der Vaterliebe Gottes und unserer Berufung der Kindschaft vor ihm. Nicht zu reden von den Wundern des Erbarmens, die der Sohn Gottes an den Menschen that und die uns zeigen müssen, wenn sie uns überhaupt etwas predigen sollen, daß nun erst recht Gott unser Gott geworden ist; daß er die Liebe ist; daß ihm unsere Not zu Herzen geht; daß er heilen, retten, helfen, segnen will; daß er seine Ehre groß machen will auf Erden; daß er zeigen möchte, „daß ein lebendiger Gott unter uns ist“ (Joh. 3, 10). Denn „wie sollte er uns mit ihm (mit dem Sohne) nicht alles schenken? Und nun, — was besitzen wir? Wo leuchtet auf Erden die Herrlichkeit dessen, der doch „derselbe ist gestern, heute und in Ewigkeit?“ Der von sich selbst bezeugt: „Ich wandle mich nicht!“ Des Wissens haben wir viel, aber die Verheißungen des Herrn lassen sein Volk so kalt. Der Nebel der Aufklärung muß sich dicht über die Christenheit gelagert, der Hochmut der Wissenschaft, dieser kalte Frost, muß den Pflanzen im Garten Gottes arg geschadet, die Macht der Finsternis muß mitten in der Christenheit viel Unglauben gesät haben, um uns das Angesicht unseres treuen Gottes so zu verhüllen!

Wir sind durch die Reformation aus der „babylonischen Gefangenschaft“ errettet worden. Es scheint aber fast, daß wir durch die Zänkereien der Pharisäer, Sadducäer, Herodianer, oder um es milder und deutlicher zu sagen — der Bekenntnisreiter und Weitherzigen, der Staatskirchler und Unabhängigen, der Orthodoxen und Liberalen, der Gläubigen und Ungläubigen, — daß wir durch ihren Kampfeseifer dahin kommen, daß Jesu Wort Wahrheit wird: „Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird, wird er auch Glauben finden auf Erden?“ Zwar werden von gläubiger Seite ernste Anstrengungen gemacht, durch

eine Allianz die Christen aller Kirchen und Kirchlein zu verbinden und sie über die trennenden Formen hinweg zu einem Volke der Gläubigen um das eine Haupt zu vereinigen. Dieses Zusammenwirken der verschiedensten gläubigen Elemente hat etwas Großes, etwas Herrliches an sich. Nur ist es betrübend zu bemerken, daß manche Mitarbeiter an dieser Vereinigung den Wert derselben hintennach meist nur nach dem Gewinn berechnen, den ihre eigene „Gemeinschaft“ oder Farbe dabei gemacht hat. Es ist ja eine schmerzliche Thatsache, daß die Glieder der meisten unabhängigen Gemeinden auf die Christen einer Staatskirche mitleidig herabsehen, als auf Leute, die noch „zum großen Haufen“ gehören, denen die Weihe der Echtheit, der Separation fehlt; daß, umgekehrt, viele fromme Christen der Staatskirchen, — und zwar um so mehr, je höher sie da im Amte stehen, — jeden noch so aufrichtigen Christen mit kalter Hoheit behandeln, wenn er einer „Sektenkirche“ angehört. Es geht jedem Teil so schwer, dem anderen gerecht zu werden. Man erkennt immer nur die Splitter im Auge des anderen. Die Staatskirchen sind nicht durch einen vorgefaßten Plan entstanden. Sie sind geschichtlich geworden. Sie waren nötig. Sie haben ein geschichtliches, ein göttliches Recht ihres Daseins für sich. Aber wie viel müssen sie gefehlt, vernachlässigt, gesündigt haben, daß gerade sie der Tummelplatz von Leuten geworden sind, die den Kern des Evangeliums leugnen, dem Gottessohne, als Haupt der Kirche, den Stuhl vor die Thüre setzen, und doch allen Ernstes sich als Elite der Kirche ansehen! Wir Staatskirchler haben große Ursache, milde zu urteilen und vor allem unser eigen Werk zu prüfen. Aber auch die anderen. — Die freien oder „Sektenkirchen“ haben jedenfalls ein großes Verdienst. Sie haben zum Erwachen des evangelischen Lebens nicht wenig beigetragen. Durch die freie Wahl gläubiger Prediger, durch ihre Kirchenzucht, durch ihren Eifer sind sie für

unzählige Gemeinden eine Ursache des Erwachens geworden. Durch ihr Dasein, durch ihre Konkurrenz wurde manch träger Hirte an seine Pflicht erinnert und lernte wieder, sich um seine Herde kümmern. Aber wie viel müssen auch sie gefehlt haben, daß sie bei so augenscheinlichen Verdiensten so übel angesehen sind und so sehr das Vertrauen vieler anderer Christen verloren haben!

Die letzte große Trübsal wird erst die rechte Allianz schaffen. Indessen sollen wir die Wege nicht versperren, sondern bahnen. Durch Gebet, gemeinsames Gebet und Fürbitte wird das allein erreicht werden. Das rechte Witwengefühl ist der Boden, auf dem allein die Einigkeit der Kinder Gottes auf Erden sich anbahnen kann. Hilflose Witwen streiten nicht, sondern beten.

6. Tag und Nacht. — In einer Kürze.

Ich will zu diesem Schlußwort des Herrn nur einige Erfahrungen anführen, die eine große Beterin, die Pfarrerswitwe Beate Paulus in Münchingen, gemacht hat. Ihr Sohn erzählt: „Die Mama hatte sich kaum in Münchingen eingerichtet, als die Söhne in Tübingen und Stuttgart Ferien bekamen und nach Münchingen eilten, um ihre Vakanz dort zu verbringen. Das kleine Witwenstübchen wollte kaum reichen, sie aufzunehmen. Allein die Freude, beieinander zu sein, überwog alles, und auch die fast unglaubliche Beschränktheit des Raumes war nicht imstande, dieselbe zu stören oder zu trüben. Dagegen stellte sich bald eine andere Not ein, über die wenigstens die Mama so leicht nicht hinwegkam. Von den 36 fl., welche die Mama von Thalheim als ihr Vermögen wegbrachte, war längst nichts mehr übrig. Als nun die „Buben" kamen, ging schnell auch der vorhandene Mundvorrat zusammen, und ehe man daran dachte, gebrach es an allem, nicht

nur an Geld, sondern auch am Nötigsten, am Mehl, Brot, Schmalz, Eiern ꝛc., sodaß eines Abends uns nichts mehr übrig blieb, als ungegessen zu Bett zu gehen. Das war für die Mama zu viel. Ich soll meine Kinder bei mir in Vakanz haben und ihnen nicht einmal zu essen geben können, daß sie ungegessen sich zu Bett legen müssen. Nein, das kann Gott nicht von mir verlangen! So hieß es in ihrem Inneren. Da besinnt sie sich nicht lange und wirft sich, anstatt zu Bett zu gehen, in ihrem Stübchen neben dem Ofen auf den Boden nieder und ringt mit Gott, wie Jakob dort, die ganze Nacht. So lag sie, als wir am Morgen wieder ins Zimmer traten, noch da. Wir suchten sie aufzurichten und sagten: ‚Liebe Mama, stehe auf. Wir wollen frühstücken. Haben wir kein leibliches Brot, so haben wir doch das Brot, das vom Himmel gekommen ist, sein Wort. Um das wollen wir uns jetzt herumsetzen und es uns schmecken lassen.‘ Allein es half nichts, sie blieb liegen, während wir uns niederließen, unsere Bibeln aufschlugen und lasen, sangen und beteten. Kaum aber hatten wir Amen gesagt, da klopfte es an, und es tritt eine Dame ein in vornehmer Kleidung mit Hut und Schleier. Die wendet sich nach flüchtiger Begrüßung an unsere Schwester Beate, die sie etwas kannte, und bittet sie, mit ihr in ein Nebenzimmer zu gehen. Beate führt sie in die fensterlose Kammer über dem Gang und sagt: ‚Entschuldigen Sie, daß ich Sie hier herein führe, aber wir haben sonst kein Nebenzimmer.‘ Da erzählt ihr die Dame, eine Professorswitwe von dem benachbarten Kornthal: ‚Ich weiß nicht, wie es mir diesen Morgen gegangen ist. Ich erwachte um sechs Uhr mit dem Gedanken: Stehe auf und nimm etwas aus deiner Kasse und bringe es der Frau Pfarrerin Paulus in Münchingen. Ich sträubte mich, weil ich nichts gehört hatte, daß sie einer Unterstützung bedürftig sei; allein der Gedanke drängte sich mir immer lebhafter auf und ließ mir zuletzt keine

Ruhe, bis ich nachgab. So komme ich und bitte Sie, das von mir anzunehmen, obwohl ich nicht weiß, ob's nötig ist oder nicht.' Mit Dank nahm Beate es an und erschien, nachdem die Dame sich verabschiedet hatte, mit ihrem Päckchen Geld in der Hand triumphierend wieder im Zimmer und rief der Mama zu: ‚Nun stehe auf, Mama, die Not ist vorbei, Gott hat eine Professorin von Kornthal gesandt, dir das zu bringen.'

„Es waren wieder Ferien und die „Buben" waren wieder da. Diesmal aber gebrach es zwar nicht am nötigen Trost der Nahrung wie in der ersten Vakanz in Münchingen; dagegen fiel in sie der Quatembertag oder der Termin zur Entrichtung des Hauszinses, und die Kasse der Mama war wie gewöhnlich, sehr schwach bestellt. Auch war nirgends her Geld zu hoffen. Das machte die Mama, je näher der Termin heranrückte, um so besorgter und bekümmerter. Ja sie wurde zuletzt ganz traurig und betrübt und sprach oft davon, daß der Hauszins eben bezahlt werden solle, weil sie wisse, daß die Tante ihn brauche. Endlich, als der Tag wirklich anbrach, und eben immer noch kein Geld zur Vereinigung des Hauszinses da war, — was thut sie? Sie ruft am Morgen uns Kinder zusammen und sagt: ‚Ich kann's nicht ertragen, der lieben Tante heute den Hauszins nicht geben zu können; kommt wir wollen Gott bitten, daß er ins Mittel trete.' Wir hatten natürlich nichts dagegen zu sagen. Da faltet sie die Hände und betet: ‚Treuer Heiland! Du weißt, daß heute der Tag ist, wo ich der Tante den Hauszins entrichten soll. Einst solltest du auch den Zinsgroschen zahlen und da du ihn nicht hattest, so mußte ein Fisch im Meer in seinem Munde dir einen Stater bringen. Solltest du von mir fordern, daß ich den Hauszins schuldig bleiben muß? Ich kann's nicht glauben. Du hast ja in dem großen Meere deiner Schöpfung noch viele tausend Fische, die mir auch einen Stater bringen können. So bitte ich

dich, laß mich nicht stecken und hilf mir.‘ Wir standen und hörten's und fühlten uns innerlich seltsam ergriffen, besonders wir Schüler der Universität, die den Kopf ganz voll hatten von den unabänderlichen Gesetzen der Natur, von der Unmöglichkeit einer Durchbrechung derselben und anderen ähnlichen Gedanken.

„Gottes Uhr geht langsam aber richtig“, sagt das Sprichwort. Das sollten wir heute erfahren. Man ging wieder auseinander; die Mama und die Schwester gingen wieder an ihr häusliches Geschäft; wir „Buben“ aber setzten uns zusammen und unterhielten uns mit traulichen Gesprächen, hatten aber dabei ein eigenes Gefühl im Innern. ‚Wir wollen doch sehen‘, hieß es in uns, ‚ob etwas erfolgt auf dieses Gebet.‘ Allein es wurde 9 Uhr und 10 Uhr und 11 Uhr, ohne daß irgend etwas Besonderes sich ereignete, und wir neigten uns schon zu dem Gedanken, es werde nichts geschehen. Da klopft es auf einmal, noch ehe der Mittag erschien, an. Wir rufen: „Herein!“ und der Herr Pfarrer, ein Freund und Kompromotionale unseres Vaters, der schon um des Vaters willen immer eine herzliche Teilnahme gegen uns im Herzen bewahrte, tritt im Kirchenrock ins Zimmer herein. Wir waren überrascht; er aber sagte nach kurzer Begrüßung: ‚Sie wundern sich ohne Zweifel, mich im Kirchenrock kommen zu sehen. Allein es hat hiemit seine eigene Bewandtnis. Im Augenblick, wo ich schon im Begriff, ja unterwegs war, in die Kirche zu gehen und die Betstunde zu halten, kam der Amtsbote von Leonberg und überbrachte mir ein Paket vom Herrn Dekan. Ich nahm es und erbrach es in der Sakristei, um zu sehen, was es enthalte. Es enthielt ein Schreiben, worin der Herr Dekan mir mitteilte, er habe aus einer Stiftung das mitfolgende Gratial für die Frau Pfarrerin Paulus empfangen und bitte mich, es ihr zuzustellen.‘ Zugleich bemerkt er, er wisse nicht, durch wen die Frau Pfarrerin darum ein-

gekommen sei. Durch seine Hand sei es seines Wissens nicht geschehen. ‚Da ich mir nun‘, fuhr er fort, ‚denken konnte, welche große Freude das machen werde, so nahm ich mir gleich vor, direkt von der Kirche aus es selbst zu überbringen, um diese Freude mit anzusehen.‘ Inzwischen kam auch die Mama, die draußen beschäftigt war, ins Zimmer. Da wiederholt's der Herr Pfarrer und schließt mit der Frage: ‚Nun, sagen Sie, Frau Pfarrerin, wie und durch wen sind Sie denn bei dieser Stiftung um ein Gratial eingekommen?‘ Die Mama nimmt dankend das Paket in Empfang und erwidert: ‚Ein Gesuch habe ich allerdings eingereicht; aber weder beim Herrn Dekan noch bei irgend einem anderen Menschen, wohl aber bei dem, der sein Geschäftskabinet über den Wolken aufgeschlagen hat.‘ Da fühlte sich der Herr Pfarrer sichtlich ergriffen, uns aber traten die Thränen in die Augen und wir mußten uns alle gestehen, daß wir heute eine Lektion bekommen, die mehr Wert habe, als hundert Vorlesungen auf der Universität.“

V.

Das Gebet im Namen Jesu.

Joh. 14, 13. 14. 16. 23. 24.

---

1. Das höchste Vorrecht.

Herzlich, innig, dringend sind die Mahnungen zum Gebet, lieblich und köstlich sind die Verheißungen, die der Herr drei Jahre hindurch seinen Jüngern gegeben hat. In den letzten Wochen und Tagen aber vor seinem Leiden hat er in besonderer, in neuer, bisher nicht angedeuteter Weise übers Gebet gesprochen. Er hat das Gebet des Neuen Bundes in seiner höchsten Vollendung gelehrt. Wie er bisher allein in vollkommener Weise betete und „allezeit erhöret" wurde (Joh. 11, 42), so sollten von nun an auch die Seinen dieses hohe Geheimnis kennen lernen und dieser höchsten Seligkeit auf Erden teilhaftig werden. Wie alles andere Göttliche auf Erden sich an seinen Namen, an seine Person knüpft: Vergebung der Sünden, Rechtfertigung vor dem heiligen Gott, Gotteskindschaft, Heiligung des Lebens, Hoffnung auf ein ewiges, himmlisches Erbe, — so ist auch die Berufung auf seinen Namen das letzte, höchste, allein

giltige vor Gott, um uns Erhörung unserer Gebete zu erwirken. Auch in Bezug auf das Gebet, auf alles Gebet, ist er der einzige absolute Vermittler zwischen uns und Gott. Auch vom Gebet gilt das Wort: Niemand kommt zum Vater, denn durch mich."

Zwar haben die Gläubigen des Alten Bundes lange vor Jesu Erscheinen auch gebetet. Ergreifend sind die uns aufbewahrten Gebete eines Jakob, Mose, Elias, David, Daniel und anderer. Ueberwältigend sind oft ihre Gebetserfolge. Worauf gründeten diese Männer ihre Zuversicht, bittend vor den heiligen Gott zu treten und seine Hilfe und Rettung für sich oder für ihr Volk zu erflehen? Sie beriefen sich immer wieder auf ihre Stammväter. „Um Abrahams, Isaaks und Jakobs willen." Sie beriefen sich auf Gottes Verheißungen, auf seine Gerechtigkeit, Gnade und Treue. Weil Gott sich in freier Gnade herabgelassen hatte, mit den Vätern einen Bund zu schließen; weil er ihre Nachkommen zu seinem Eigentumsvolk erwählt; weil er in freiem Erbarmen sich ihrer angenommen und ihnen so hohe Offenbarungen und Verheißungen gegeben hatte, — deshalb wagten sie bittend vor Jehovah zu treten. Sie wagten es trotz aller Verschuldung ihres Volkes, weil sie glaubten, daß Gottes Treue fest bleibe und auch durch des Volkes Untreue nicht erschüttert werde. Das war ein sicherer Boden. Auf demselben haben sie Siege errungen, die uns heute noch in Staunen setzen. Was hätten sie aber wohl erst erreicht, wenn sie unseren Boden, die Berufung auf den eingebornen Sohn, unter den Füßen gehabt hätten!

Hier ist mehr, denn Abraham. Wir haben den, durch den und zu dem alles geschaffen ist, was geschaffen ist, den eingebornen Sohn vom Vater, den Abglanz seiner Herrlichkeit, den ewigen Hohepriester, der uns Gott erkauft hat mit seinem Blut, der uns gerecht macht vor Gott, der uns angenehm, ja uns zu Kindern Gottes

gemacht und uns das Pfand, den Geist, ins Herz gegeben hat, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater. Und er erlaubt uns, in seinem Namen zu bitten, uns betend auf ihn zu berufen! Wahrlich, das ist mehr als die Männer des Alten Bundes hatten, mehr als sie je zu hoffen gewagt hätten.

Auch im Neuen Bunde, in der christlichen Kirche, haben wir große, hochbegnadigte Männer, voran die Apostel und Reformatoren. Aber denken wir uns Jesu Gebetsverheißungen weg, und denken wir uns, wir wären mit unserem Beten darauf angewiesen, uns auf die hohe Gnade zu berufen, die Gott eben diesen unseren Vätern im Glauben geschenkt hat, — wie matt würde uns das erscheinen und wie zaghaft würde es uns machen!

Die Wirkung und der Erfolg einer Bitte soll im Verhältnis stehen zu der Größe und Bedeutung der Person, auf welche der Bittende sich beruft. So ist es auf Erden unter den Menschen. „Der Vater, die Mutter wünscht es", ist für ein gutes Kind Befehl, der sofort Gehorsam findet. „Im Namen des Gesetzes" oder „Im Namen des Königs" erträgt keinen Widerspruch. Ungehorsam wäre hier Revolution. Die Christen haben das Privilegium, in ihrem Gebet sich auf die höchste Instanz zu berufen, auf den, der sagt: „Es ist mir alles übergeben von meinem Vater." „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden." Die Wirkung und die Erfolge des Bittens im Namen Jesu sollen daher auch alles übertreffen, was vorher Großes durchs Gebet erreicht wurde. Die Verheißung des Herrn bestätigt das auch im vollen Umfange. — So war es nun zwar wohl eine kurze Zeit in den apostolischen Gemeinden. So ist es aber leider nicht mehr. Die Gemeinde Christi hat ihren herrlichsten Schmuck verloren und das schmerzlichste ist, daß sie es nicht recht fühlt, nicht darüber leid trägt, sich nicht wieder danach sehnt. Welch hohe Energie des Glaubens offenbaren uns doch die Männer des Alten

Bundes, daß sie ohne Jesu Verheißungen, ohne seinen Namen so ergreifende Gebetserfolge erzielten! Und wie gering muß der Durchschnitt des Glaubens in unserer Christenheit sein, daß wir mit so umfassenden Vorrechten so wenig erreichen und so zum Spott der Welt werden. „Herr, mehre uns den Glauben!“ „Ach Herr, sei gnädig! Ach Herr, merke auf und thue es und verzeuch nicht, um dein selbst willen, mein Gott!“ „Verkläre deinen Namen!“ Du hast ihn verklärt, thue es abermals!

---

2. Was heißt im Namen Jesu beten?

Es ist gewiß unbestreitbar, daß im Namen Jesu Heilsschätze und Gnadengüter verborgen liegen, die seine Gemeinde noch nicht ausgeschöpft hat. Das ist das erste, was die gläubigen und betenden Christen in unserer Zeit erkennen müssen. Das andere ist dann, das Privilegium, im Namen Jesu bitten zu dürfen, recht zu verstehen und zu verwerten.

Jesus war der *erste* Mensch auf Erden, dem *alle* Bitten von seinem Vater erhört wurden. Er war der *einzige*, der nicht im Namen eines andern zu bitten hatte. Er betete in seinem eigenen Namen. Er war der heilige Sohn des Vaters. Niemand sonst auf der weiten Erde durfte und darf in *eigenem* Namen vor Gott treten. Und doch, — wie viele Menschen, wenn sie einmal beten, thun nichts anderes und wissen nichts besseres, als eben in ihrem eigenen Namen zu beten. Sie bitten in dem Sinne, daß sie ja brave, rechtschaffene, selbst fromme Leute seien, denen Gott um ihrer Rechtschaffenheit willen ihre Bitten erhören müsse. Sie kommen gar in dem Sinne, daß sie im Vergleich mit andern weniger braven Leuten sich als verkürzt ansehen müssen, daß sie *vor* andern würdig seien, Gottes Segnungen reichlicher zu empfangen.

Ihre Bitten haben dann auch nur Bezug auf das, was der eigene natürliche Sinn eingiebt, was den alten Menschen befriedigt, was das irdische Leben erträglicher oder freundlicher macht. Das Vaterunser haben diese Beter nie recht gelernt, nicht einmal die vierte Bitte. Das „heute“ in derselben ist ihnen zu eingeschränkt und das pure „Brot“ zu mager. Diese große Armee der Beter im eigenen Namen einmal auf die rechte Spur zu führen, das sollte eine Hauptaufgabe der gläubigen Pfarrer und Christen in unserer verflachten Zeit sein. Wir sind zu sehr zufrieden in dem Bewußtsein, daß doch noch viele Glieder unserer Gemeinden beten, daß wir ein großes betendes Volk haben, und wir bedenken nicht, wir sehr der Himmel getrübt wird durch so viel selbstgerechtes und ungöttliches Gebet und wie viel Verschuldung uns selbst dabei zur Last fällt.

Gründet sich das Gebet des natürlichen Menschen auf die eigene Würdigkeit und hat es hauptsächlich Natürliches zu seinem Inhalt, so wird das Gebet des Wiedergeborenen, im Namen Jesu Betenden sich auf das Bewußtsein gründen, daß er in seiner Unwürdigkeit nicht wagen dürfte, seine Augen zu dem heiligen Gott aufzuheben, daß er es aber thun dürfe im Vertrauen darauf, daß Jesus, der ihn erkauft hat mit dem teuren Lösegeld seines Blutes, der ihn gerecht und angenehm gemacht hat, — daß dieser Jesus nun ihn vertritt beim Vater und daß um dieses Mittlers willen sein Gebet dem Vater angenehm ist. Und der Inhalt seines Bittens wird nicht von der Natur, sondern vom Geiste Jesu eingegeben, nach Jesu Sinn sein.

Wir wollen unsere Gedanken darüber durch ein Gleichnis veranschaulichen.

Wenn zu einem reichen, wohlthätigen Herrn ein armer Bettler käme, ihn um Hilfe aus einer selbstverschuldeten Not anriefe, die Selbstverschuldung aber leugnete oder

zu vertuschen suchte, so würde er vielleicht zwar etwas empfangen, aber schwerlich alles, was er wünscht. Würde er sich auf des reichen Mannes Sohn berufen, den er etwa in der Fremde kennen gelernt, und würde vorgeben, der habe ihn an seinen Vater gewiesen, so würde das dem Vater gegründeten Verdacht erwecken, und der Bettler ginge wohl ganz leer aus. Denn mit solchen Leuten, würde der Vater denken, hat mein Sohn keine Gemeinschaft. Etwas anderes aber wäre es, wenn der Arme dem Vater einen Brief des Sohnes übergeben dürfte, in welchem der Sohn dem Vater etwa sagen würde: „Teuerster Vater, nimm den Ueberbringer dieser Zeilen freundlich auf. Er ist zwar ein armer Mensch, er hat aber ein edles, treues Herz und ist mir lieb wie ein Bruder. Er war in Todesgefahr, dem Untergange nahe, da wagte ich mein Leben und rettete ihn. Dafür ist der treue Mensch nun so dankbar, daß er durchaus nur mir dienen, mir leben will. Er hat mir ohne Lohn als „Knecht" in Liebe gedient. Er hat mich bei feindlich gesinnten Menschen verteidigt, hat für mich gelitten und ist noch dankbar, daß er es thun durfte, ja, er rechnet es sich zur Ehre an, Ungemach für mich zu tragen. Vater, er wird deine Güte nicht mißbrauchen, gewähre ihm alle seine Bitten. Du siehst, er kommt in meinen Kleidern, die dir wohl bekannt sind. Er war so heruntergekommen, daß ich ihn vor allem kleiden mußte. Ich gab ihm meine eigenen Kleider, daß er sich bei dir zeigen könne. Liebster Vater, du hast Brot die Fülle und auch unser Vaterhaus hat Raum für viele. Ich möchte gerne mein Erbe mit dem lieben Menschen teilen, möchte ihn Bruder nennen und ihn in der Heimat wiedersehen dürfen; nimm ihn als deinen Sohn auf, so wie du mich aufnimmst, denn ich kann ihn nicht mehr missen." -- Wohlan! — wenn ein edler irdischer Vater von seinem einzigen geliebten Sohne eine solche Empfehlung empfinge, mit welcher Zuvor-

kommenheit, mit welcher Freude würde er den Ueberbringer aufnehmen! Wie würde er dessen Wünsche erfüllen, ihm mehr bieten, als er begehrt, ihm seine Güte aufnötigen, — um seines geliebten Kindes willen, um dem edlen, herrlichen Sohne Freude zu machen!

Wer also im Namen Jesu vor Gott treten will, der muß in der Gewißheit kommen, daß er Jesu angehört, daß er durch Jesu Sterben vom Tode zum Leben hindurch gerettet ist. Er muß in Christo, bekleidet mit Christi Gerechtigkeit kommen. Er muß sich in Jesu Dienst wissen, nach dem Wort des Apostels Paulus: „Alles, was ihr thut, das thut von Herzen als dem Herrn und nicht den Menschen.“ Er soll kommen als einer, „der nicht mehr sich selbst lebt, sondern dem, der für ihn gestorben und auferstanden ist.“ Er soll Gottes Gaben nicht zum Mißbrauch, nicht zu seiner persönlichen, irdischen Behaglichkeit erbitten, sondern zur Verherrlichung seines Herrn und zum Heile seiner Mitmenschen. So lebten, so beteten die Apostel und ersten Christen. Für ihre Person waren sie in jeder Lage und mit allem zufrieden. Sie ertrugen für ihre Person Verfolgung, Schläge, Gefängnis, Hunger, Frost und Blöße ohne Murren, ja mit Dank und Freude. Für die Reichssache ihres Herrn aber „thaten sie ihren Mund weit auf und der Herr füllte ihn“ über Bitten und Verstehen.

Hier haben wir wohl auch die Antwort darauf zu suchen, warum in unserer Zeit die Erfolge des Betens im Namen Jesu so gering sind. Man lebt eben mehr als man es sich gesteht, der Welt, dem Irdischen, sich selbst, — anstatt dem Herrn. Man möchte durchs Gebet vor allem ein kreuzloses Leben erlangen. Ja man mißt die Erhörung des Gebets, man beurteilt Gottes Liebe und Güte hauptsächlich und zuerst nach dem, was man davon in seinem eigenen irdischen Leben spürt, empfängt oder nicht-empfängt. Daß der liebe Gott eine

Krankheit ja rasch wie möglich, ja augenblicklich und wunderbar wegnehme, auch wenn die gesunden Tage nicht eben sonderlich zu seiner Ehre gelebt wurden; daß Er das Hagelwetter nur nicht über dein Feld ziehen lasse; daß Er in allgemeiner Krisis nur dein Geschäft nicht leiden lasse; daß nur dein Haus vor Not und Trübsal bewahrt bleibe: dafür soll Gott seine Wundermacht hauptsächlich zur Verfügung stellen und Jesu Name seine Wirkung thun. In solchem Geiste aber werden wir nichts Großes erreichen. Gott kann sich solcher Gesinnung nicht so offenbaren, wie er es sonst gerne wollte. Wir müssen vor allem wieder Reichschristen werden. In dem Maße, als wir uns auf den Standpunkt des Reiches Jesu Christi stellen und unser Leben vom Boden der Ewigkeit aus leben, dürfen wir in Jesu Namen bitten und werden wir wieder reichere Erfolge unseres Gebetes erleben. Möchte doch der Herr bald ein neues, reicheres Maß seines heiligen Geistes über seine arme Gemeinde ausgießen zur gründlichen Bekehrung von der Welt zu Gott, zur Heiligung des Lebens, zum glaubensvollen und siegreichen Beten!

---

3. Wundergabe und Wundersucht.

Es ist ein schwieriges Thema, zu dessen Besprechung ich nun übergehen muß. Es zieht sich eine bedeutungsvolle Bewegung durch unser christliches Volk. Auf der einen Seite fängt man an, das Defizit unseres christlichen Lebens, den Mangel an Geisteskräften zu fühlen und macht sich auf, Hilfe dagegen zu suchen. Auf der anderen Seite beobachtet man die Bewegung mit kritischem Auge, weil man Abwege, Verirrung fürchtet oder schon zu sehen glaubt. Wer in solcher Zeit wagt, öffentlich dazwischen zu sprechen,

setzt sich der Gefahr aus, — wenn er nicht in Allgemeinheiten sich ergehen will, — keine Partei zu befriedigen, sich von rechts und links Tadel zuzuziehen. Ich wage es dennoch, offen meine Gedanken zu sagen, mit der Bitte an meine Leser: „Prüfet alles, und das Gute behaltet.“ Die Sache ist wichtig genug, ernstlich geprüft und erwogen zu werden.

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß im Alten Testament Gott sich als Wundergott erwiesen hat und sich stets als solcher erweisen wollte. Sobald Gott aus herablassender Gnade der Gott Israels geworden war, erwies er sich unter seinem Volke mit Wundern und Machtthaten der Hilfe und Rettung. Zwar lassen uns die auf uns gekommenen Berichte erkennen, daß Gottes wunderbares Eingreifen nicht ein beständiges war. Es kamen Zeiten der Unterbrechung, der Stille. Das liegt aber in der Natur der Sache. Es geschah aber gewiß öffentlich und im stillen vielmehr, als die heiligen Bücher uns berichten. Gott wohnte unter Israel, und es ist nicht glaublich, daß der in Liebe und Erbarmen sich freundlich herablassende Gott unter seinem Volke gewohnt und sich nicht häufiger bezeugt hätte, als es uns berichtet ist. Jedenfalls glaubte der rechte Israelit an Gottes Nahesein und Eingreifen, wenn die Hilfe nötig war, wartete darauf und wunderte sich, wenn die Hilfe verzog. Gideon: „Ist der Herr mit uns, warum ist uns denn das alles widerfahren?“ Mose: „Wo nicht dein Angesicht mitgeht, so führe uns nicht von dannen hinauf.“ Gottes „Angesicht“ bedeutet Gottes Wesen, wie es den Menschen zugewendet ist, wie es sich ihnen offenbart im Aufsehen auf sie, im Eingreifen in ihr Leben, in Gnade und Gericht. Wenn man, im Blick auf Gebetserhörung, das Alte Testament liest, so bekommt man durch die vielen Wunder-

erfahrungen im Volke, in Familien und an einzelnen, bei großen und oft sehr geringen Anlässen, den Eindruck, daß das wunderbare Eingreifen Gottes in Israel etwas Gewöhnliches, zum Volksleben Gehöriges war, und daß die Zeiten, wo Gott mehr zurücktrat, sein Angesicht verbarg, durch des Volkes Verschuldung verursacht wurden. Besonders die Psalmisten geben uns diesen Eindruck, sowohl durch ihre ergreifenden Hilferufe, ihre Zuversicht auf Gott, ihr Harren auf ihn, als auch durch ihr triumphierendes Loben und Danken. Wer fühlt nicht vielfältige Erfahrung herausklingen aus Worten, wie: „Er thut, was die Gottesfürchtigen begehren; Er höret ihr Schreien und hilft ihnen.“ „Welche ihn ansehen und anlaufen, deren Angesicht wird nicht zu Schanden.“ „Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten.“ Sind die Psalmisten die „Klassiker“ Israels, so werden sie nicht individuelle Anschauungen, sondern den Geist und die Erfahrungen des Volkes uns bieten. Nach diesem aber scheint Gottes Erhören, sein wunderbares Eingreifen und Helfen die Regel, und sein Schweigen, sein Zurücktreten die Ausnahme, jedenfalls Zürnen, Gericht gewesen zu sein.

Man entgegnet zwar, daß sehr bedeutende Männer wie Abraham, Isaak und Jakob, viele große Propheten, auch Johannes der Täufer, keine Wunder gethan hätten. Allein sie haben Wunder erlebt. Ihr Dasein, ihre Lebensführung, im besondern Gottes Reden zu ihnen, waren Wunder. Und sie wußten das. Gottes Nahetreten, sein Verkehr, sein Reden gerade mit diesen Männern beruhte nicht auf Zufall oder Willkür. Es war die Antwort auf ihr Gebet, auf ihre Fragen nach Gott, auf ihren Wandel im Glauben. Es wird kaum ein Glaubensmann im Alten Bunde zu finden sein, der nicht irgendwie und nach seiner Art Gottes Nahesein und wunderbares Eingreifen erlebt hätte und gewiß in ausgedehnterem Maße,

als es uns heute zu erkennen möglich ist. Die großen Wunder am Volke und für das Volk waren die Wegweiser für die Gläubigen in der Gemeinde, ihren Gott zu suchen, und Angelder für die Hilfe Gottes im stillen und verborgenen.

Dürfen wir nun auch nicht ohne Weiteres die Oekonomie des Alten Bundes auf die Gemeinden des Neuen Testaments, auf die christliche Kirche anwenden oder ihr als Spiegel vorhalten, so dürfen wir doch auch nicht vergessen, daß der Alte Bund auf den Neuen hin angelegt ist, ihn einleitet und vorbereitet. Da scheint es nun schon von vorne herein wenig denkbar, daß Gott in der Zeit der Vorbereitung, des Gesetzes, seinem Volke sich näher habe stehen wollen, als in der Zeit der Erfüllung, der Versöhnung. Ist Gott in Christo in vollkommener Weise unser Gott, ja unser versöhnter Vater geworden, so könnte ich mich, auch wenn ich keine weiteren Gründe hätte, kaum überzeugen lassen, daß wir nun unseren Gott weniger haben, weniger erleben sollten, daß er uns mit seiner Hilfe ferner und verborgener sein sollte oder sein wollte, als den Betern des Alten Bundes. Wir brauchen uns aber nicht auf unsere Logik zu verlassen. Es giebt bessere Gründe.

Schon die Propheten des Alten Bundes bezeichneten die kommende Epoche, die mit dem Erscheinen des Heilandes beginne, als eine höhere und reich gesegnete Zeit. Da werde die Sünde zugesiegelt sein; da werde dem Volke das Herz beschnitten; da werde Gott anders predigen lassen; da werde das Volk seinen Gott suchen und er werde sich finden lassen; da wolle er erhören, ehe sie rufen. Wenn es nun auch schwer geht zu unterscheiden, was von den hohen Weissagungen für unsere Zeit und was für die folgende Periode des tausendjährigen

Reiches gilt, so müssen wir uns doch hüten, gleich alles Große ins tausendjährige Reich zu verlegen und unsere Weltperiode zu der ärmsten zu stempeln, in der nichts zu erwarten sei, nicht einmal so viel, wie sie im Alten Bunde besaßen. Die erste Weltzeit des Neuen Bundes, in der wir leben, kann nicht ein Herabsteigen sein für Gottes Volk in Bezug auf seine Gebetserfahrungen und sein Verhältnis zu Gott. Die Wirkungen für unsern Verkehr mit Gott, die aus Christi vollbrachtem Sterben und Auferstehen kommen, müssen mächtiger sein, als die, die sich an die Verheißung dieser Thatsachen knüpften. Je intimer der „Zugang zum Vater“ ist, desto reicher sollte das Glaubensleben an Früchten und Erfolgen sein.

Das wird in überraschender Weise bestätigt sowohl durch den Herrn selbst, als durch die Apostel und ersten Christen.

Wie immer man die Bedeutung und den Zweck der Wunderthaten des Heilands erklären mag, die Bedeutung darf man nicht ausschließen, daß sie den Anbruch des Himmelreichs auf Erden illustrieren sollten; daß sie zeigen sollten, was man alles in diesem Reiche für das äußere und innere Leben erwarten dürfe. Zwar betont Jesus oft und ernst, daß sein Reich ein Kreuzesreich sei; allein weil der „Immanuel“ (Gott mit uns) sein König ist, so muß auch Gottes Herrlichkeit in dieses Reich und auf den Kreuzesweg seiner Bürger hineinleuchten. Gleich das erste mal, als Jesus seine Jünger aussandte mit dem Auftrage: „Gehet aber hin und predigt und sprechet: das Himmelreich ist nahe herbeigekommen“, da gab er ihnen Macht über die bösen Geister und den Befehl: „Machet die Kranken gesund, reinigt die Aussätzigen, wecket die Toten auf, treibet die Teufel aus“ (Matth. 10, 6. 7). Diese Dinge gehören mit der Predigt vom Reiche zusammen. Zu sagen, die Wunder seien nur für den Anfang, zur

Gründung des Reiches nötig gewesen, ist mit der Würde des Gottesreiches unvereinbar. Sie hätten zu einem Reiche gelockt und eingeladen, in dem man nur auf der Schwelle Hilfe erfährt, aber nichts mehr empfängt, sobald man drinnen ist. Der Herr hat ferner dem Glauben so große Dinge beigelegt, daß man sie unmöglich wieder von ihm wegdenken kann, ohne Jesu Worten Zwang anzuthun und das Wesen des Glaubens zu alterieren, abzuschwächen. In Markus 16, 17. 18 nennt er ausdrücklich die Zeichen, die da folgen werden denen, die da glauben. Und in Joh. 14, 12 spricht er mit feierlicher Beteuerung: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: wer an mich glaubt, der wird die Werke auch thun, die ich thue, und wird noch größere denn diese thun, denn ich gehe zum Vater.“ Es hieße den Worten des Herrn unwürdig Gewalt anthun, wenn man sie irgendwie auf Personen oder Zeiten beschränken wollte. Sie gelten den Gläubigen aller Zeiten. „Ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.“

So haben die Apostel und ersten Christen Jesu Worte verstanden, geglaubt und erlebt. Die Wunderthaten der Apostel sind bekannt. Wenn uns auch weitaus nicht alle berichtet sind, wie aus vielen Stellen des Neuen Testaments hervorgeht, so zeigen sie uns doch zur Genüge, daß sie den Thaten des Herrn nicht nachstanden. Aber nicht nur die Apostel besaßen die verheißenen Gaben, sondern auch andere Glieder der Gemeinden. Von Stephanus und Philippus ist uns besonders Großes berichtet. Selbst des letzteren Töchter hatten die Gabe der Weissagung. Wie reich und vielseitig die Geistesgaben verbreitet waren, zeigt uns besonders der erste Corintherbrief (Kap. 12—14). Aber auch die Galater (Kap. 3, 5) erinnert Paulus daran, daß sie durch die Predigt des Glaubens den Geist empfangen haben, der nun solche Thaten unter ihnen wirke. Welch hohes

Vertrauen Jakobus, in seinem Briefe, in das Gebet des Glaubens hatte, und wie dringend er es empfahl, ist ebenfalls bekannt. Auch die Apologeten der nachapostolischen Zeit konnten sich noch auf die Heilsthaten berufen, die in den Gemeinden verrichtet wurden.

Aus 2. Cor. 12, 12. 13 ließe sich zwar der Schluß ziehen, daß die Apostel besondere Gaben gehabt, wie sie in den Gemeinden nicht zu Tage getreten seien. Nach obigen Andeutungen wird aber das richtige wohl das sein, daß eben die Apostel in ihrer Person vereinigten, was sich nachher auf die Gemeinde verteilte. Wie sie durch die Predigt die Vermittler des Glaubens waren, so waren sie mit dem Glauben die Bringer von Geistesgaben.

Fassen wir unsere Gedanken kurz zusammen, so können wir sagen:

1) Wundergaben waren der Gemeinde Christi verheißen durch die Mitteilung des heiligen Geistes.

2) Die ersten Gemeinden haben die Verheißungen des Herrn thatsächlich erlebt.

3) Ein Aufhören der Geistesgaben ist nirgends im Neuen Testament gelehrt, nicht einmal indirekt angedeutet.

4) Das Bedürfnis nach Kräften von oben ist heute für die alte Christenheit und für die Mission unter den Heiden ebenso dringend, wie einst unter den Juden und Heiden.

5) Das gläubige Volk hatte zu allen Zeiten das Bedürfnis, seinen Gott zu erleben. Es fühlte und fühlt den Widerspruch zwischen einst und jetzt, zwischen den reichen Verheißungen und dem armseligen Besitz. In der katholischen Kirche suchte man den Widerspruch künstlich auszugleichen; betrügerische Wunder der Kirche mußten die des heiligen Geistes ersetzen und das nach Gott dürstende Volk über seinen Mangel beruhigen. In der protestantischen Kirche mußte die Theologie gelehrte

Gründe und Erklärungen suchen, mit der Bibel und dem gläubigen Bewußtsein in Widerspruch treten, die Ursachen dem Herrn aufbürden, um das Defizit des Glaubens zu verdecken und den mangelhaften Zustand der Kirche als normal und gottgewollt darzustellen.

6) Eine Reaktion dagegen macht sich nun geltend aus dem Schoße der gläubigen Gemeinde heraus. Hat der schlecht verdeckte Widerspruch zwischen Verheißung und Erfüllung die Theologen in Menge fortgerissen und zu dem weiteren Widerspruch, alles Wunderbare und Göttliche in der Schrift zu verwerfen und unsere Armut zum Maßstab der apostolischen Zeit und selbst der heiligen Schrift zu machen, — so hat er die gläubigen, betenden Laien veranlaßt, die Situation zu prüfen, den Mangel zu erkennen und den Herrn um die Erfüllung seiner Verheißungen „anzulaufen.“ Die gläubige Gemeinde hat damit das richtige Gefühl, daß diesem Abfall gegenüber der Herr auch uns wieder nahetreten, seine Herrlichkeit offenbaren und seine Verheißungen einlösen müsse.

Wie in jeder Reaktion, die von unten nach oben geht, so liegt auch in dieser eine Gefahr. Die Geschichte und die Erfahrung überhaupt lehren, daß geistige Reaktionen leicht zu weit gehen, der guten Sache, die sie erstreben, durch Einseitigkeit oder Uebertreibung schaden und durch mancherlei Schwankungen, oft Verirrungen den rechten, gesunden Standpunkt finden. In der Sache, die uns beschäftigt, handelt es sich hauptsächlich um die rechte Verbindung der πιστις und γνωσις (Glaube und Erkenntnis). Der Glaube ohne die Erkenntnis gerät leicht in die Wundersucht. Die Erkenntnis ohne den Glauben verrennt sich leicht in dogmatische Ueberlieferungen, steift sich auf „die Aufsätze der Aeltesten“, der Meister, der Lehrer und hebt darüber Gottes Wort auf.

Ueber diese Gefahren noch ein kurzes Wort.

Der Wunderglaube ist ein unzertrennliches Stück des christlichen Glaubens. Die Wundersucht aber ist eine Entartung dieses Glaubens. Da erscheint mir nun vor allem das ein ungesundes Symptom in den gläubigen Kreisen unserer Zeit zu sein, daß sie so sehr auf Krankenheilungen durchs Gebet fallen, daß sie diese Gabe so hoch stellen, ja mancherorts geradezu zum Prüfstein des Glaubens überhaupt erheben und nur da noch rechtes Christentum anerkennen, wo man an diese Gabe glaubt, oder sie als das höchste achtet und sie erstrebt.

Die Gabe, gesund zu machen, gehört ja gewiß zu den Gaben des heiligen Geistes, zu den Gaben, die der Herr seiner Gemeinde verheißen hat. Und ich bin überzeugt, daß sie auch wieder reichlicher hervortreten wird, wenn erst die Gemeinde Christi wieder gelernt hat, vor allem um den heiligen Geist zu bitten, sich mehr bereitet, ihn zu empfangen und ihn weniger zu betrüben. Ich glaube selbst, daß schon jetzt diese Gabe im stillen weiter verbreitet ist, als man glaubt; daß viele Erfahrungen auf Krankenbetten gemacht werden, die nicht öffentlich ausposaunt werden; daß im besonderen viele Krankheiten gar nicht eintreten, weil sie durch Gebet abgewendet werden. Welcher gläubige Christ, welcher betende Pfarrer hat nicht schon die Erfahrung gemacht, daß ein Kranker, ein Sterbender, besonders kranke Kinder auf sein Gebet hin genasen? Wie viele Pfarrer verdanken den Segen, der auf ihrer Gemeindearbeit ruht, weniger ihren sonstigen Gaben, als ihrem Gebet, ihrer Fürbitte, ihren Erfahrungen und Erhörungen am Krankenbette. Auch ist die eigentliche Gabe der Krankenheilung durchs Gebet je und je in der Kirche wieder aufgetaucht, wenn auch in seltener und vereinzelter Weise. In besonders kräftiger, fast apostolischer Art hat sie in unserer Zeit Blumhardt sel. empfangen, und zwar unerwartet, ungesucht. Sie wurde

ihm fast aufgenötigt. Obgleich dieser hochbegnadigte Beter seine reiche Gabe außerordentlich nüchtern, vorsichtig und mit heiliger Scheu verwaltete, so sind doch gerade seine Erfahrungen Veranlassung geworden, viele gläubige Kreise auf unnüchterne Bahn zu führen, — das Krankenheilen durch Gebet zu einem System, zu einem Glaubensartikel zu machen.

Wie immer man den Zweck der Heilwunder Jesu und der Apostel auffassen mag, so muß man doch zugestehen, daß sie nicht alle Kranken geheilt, nicht alle Toten auferweckt haben, denen sie begegneten; nicht einmal alle unter den Gläubigen. Epaphroditus war krank, totkrank (Phil. 2, 25—27). Timotheus war oft krank (1 Tim. 5, 23). Den Trophimus mußte Paulus krank in Milet zurücklassen (2 Tim. 4, 20). Dem Paulus selbst wurde ein schweres Leiden auf sein dringendes Bitten hin nicht abgenommen, obwohl er seine Gesundheit nur zu dem Zwecke begehrte, seinem Herrn besser dienen zu können, und obwohl er wußte, daß sie von der Macht der Finsternis verursacht war („Satans Engel schlägt mich mit Fäusten"). Jedenfalls hat Paulus die Gabe der Krankenheilung sehr sparsam angewendet. Wir können nicht einmal erfahren, nach welchen Grundsätzen er darin verfuhr, warum er z. B. den Heiden Publius und viele Kranke auf der Insel Melite heilte (Apstlg. 28, 8. 9), seine treuen, frommen Gehilfen aber nicht. Es war eben der hl. Geist, die Salbung von oben, die ihn lehrte, die Gabe keusch und göttlich zu verwenden. Wir dürfen deshalb wohl sagen, was auch Blumhardt wiederholt aussprach, daß, solange nicht ein reicheres Maß des heiligen Geistes über die gegenwärtige Christenheit ausgegossen werde, wir auch diese Gabe der Krankenheilung weder in vollem Maße in Besitz bekommen, noch sie recht zu verwalten imstande wären. Erzwingen, wie viele Christen unserer Zeit wollen, läßt sich diese Gabe nicht.

Wo sie aber erzwungen würde, könnte sie kein Heil stiften. Sie hängt zusammen mit anderen wichtigeren Gaben des Geistes, die wir vor allem erstreben sollen.

Das aber scheinen in unserer Zeit viele gläubige Christen zu verkennen und geraten dadurch auf unbiblischen Boden. Ich erlaube mir daher zur Prüfung und Orientierung folgende Gedanken auszusprechen.

1) Die Gabe der Krankenheilung ist unter den Gaben des hl. Geistes weitaus nicht die beste, und für uns nicht die wichtigste. Auch für das Reich Gottes hat sie nicht die Bedeutung, die man ihr beilegt. Unter den Menschen macht sie freilich am meisten Eindruck. Eine wunderbare Krankenheilung in einer Stadt macht mehr Effekt, als hundert stille Bekehrungen. Ob aber eine Krankenheilung auch nur zwei Bekehrungen zur Folge hat, ist meist zweifelhaft. Die Wirkung davon auf die Ungläubigen ist viel geringer, als wir glauben. Sie werden wohl stutzig, bekommen den Eindruck, daß etwas daran ist: aber fallen häufig nur tiefer in Aberglauben. Die Wirkung davon auf die schon Gläubigen ist häufig eine ungesunde. Sie werden verleitet, Nebensachen zur Hauptsache zu machen. Jedenfalls sollen sie nicht dieses Mittel nötig haben, um im Glauben befestigt zu werden. Ein Christ soll mit Petrus sprechen lernen: „Du hast **Worte** des ewigen Lebens." Wer zur Befestigung seines Glaubens noch Wunder braucht, der denke nach über Joh. 4, 48. Joh. 20, 29. 2 Thess. 2, 9.

2) Strebet aber nach den besten Gaben", schreibt Paulus an die Korinther (1 Kor. 12, 31). In seiner Aufzählung (v. 8—10) stellt er die Weisheitsrede und die Erkenntnis obenan. Die Gabe gesund zu machen erscheint auch hier als untergeordnete und ist selbst wieder von der eigentlichen Wundergabe unterschieden. Das Aussprechen, Predigen der Heilsthaten und Friedensgedanken Gottes in Geist und Kraft, in Weisheit und Salbung des

Geistes bleibt zu allen Zeiten die wichtigste Gabe. Daß wir wieder mehr gläubige Professoren, geistesgesalbte Prediger und Missionare bekommen, das sollte ein Hauptanliegen der betenden Gemeinde sein. Ebenso das Regieren. Wir bleiben am kleinen und einzelnen hängen und übersehen das Große im Hause Gottes. Wie wird doch die Kirche Christi fast allerwärts regiert! Sie ist beinahe überall eine politische Anstalt geworden, wo Leute mitsprechen, in denen vom heiligen Geist keine Spur zu entdecken ist. Und auch in der freien Kirche regiert vielfach nicht der Geist, sondern das Ansehen, der Name, das Vermögen. Wie kann da der Herr seinen heiligen Geist geben, solange die Gemeinde mit solchen Zuständen zufrieden ist, hier nicht betend eingreift? Betende, geistgesalbte, weisheitsvolle Männer an der Spitze einer Kirche, — welches auch die äußere Form der Kirche wäre, — würde derselben mehr nützen, als viele Anstalten zur Heilung durchs Gebet.

3) Geradezu unbiblisch und die Schwachen verwirrend ist es aber, wenn von gläubigen Männern unserer Zeit behauptet wird: Ein Christ braucht nicht mehr krank zu sein; sei er es, so mangle ihm der rechte Glaube. Oder: Der Herr hebe mit der Sünde auch die leiblichen Folgen der Sünde auf; wo es nicht geschehe, sei es Mangel an Glauben. Oder: Aerztliche Mittel zu gebrauchen sei Sünde, jedenfalls Kleinglaube. Oder wenn man gar so weit geht, wie eine solche Anstalt der Schweiz es s. Z. that, daß man einen Dysenterie-Kranken, der besondere Nahrung verlangte, antwortet, das falle schon in das Gebiet der medizinischen Mittel, alle Kranken müssen im Glauben dieselbe Kost genießen! — Also, je nach dem, auch Sauerkraut, Kohl und saure Gurken! Das ist wenigstens logisch von diesem verirrten Standpunkt aus. Es wundert mich nur, daß man auf diesem Weg noch nicht

weiter gegangen ist und erklärt hat, daß immer noch „mit Schmerzen gebären“ vom Unglauben komme; daß mit Schmerzen und Todeskampf sterben Mangel an Heiligung sei; daß Essen und Trinken eine Schwachheit, für ein Gotteskind unwürdig und erniedrigend sei, weil der Mensch „auch von jeglichem Wort, das durch den Mund Gottes geht, lebe.“ — Nein, — wir sind und bleiben mit unserem Leben an die Natur gebunden, selbst an den Dünger des Ackers, so demütigend das für uns sein mag. So sind wir auch mit unserer Gesundheit zunächst an die Natur gewiesen. Wie wir unsere Speise mit Danksagung empfangen sollen, so sollen wir auch die Heilmittel, die Gott für die kranke Welt in die Natur legte, mit Danksagung annehmen. Wer aber die Heilpflanze hochmütig mit Füßen tritt, und dann die Hände zu Gott erhebt um Wunderhilfe, der möge sich besinnen, ob er zu dem heiligen Gott der Ordnung in dem demütigen Verhältnis eines kranken, armen, sündigen Kindes steht. — Daß die medizinische Wissenschaft zum großen Teil in Hochmut und Unglauben versunken ist, ist schmerzlich; giebt uns aber kein Recht, sie ganz wegzuwerfen. Es giebt auch noch fromme Aerzte. Es ist übrigens auf allen Gebieten ähnlich, selbst in der Theologie, und doch werfen wir diese deshalb nicht weg.

4) Die Krankheit ist nur eines der vielen Leiden, die auf der Menschheit lasten, und nicht einmal das schwerste, gewiß aber das segensreichste. Denn der Kranke ist „in Gottes Hand gefallen, dessen Barmherzigkeit groß ist.“ Wer könnte den Segen ermessen, der von den Krankenbetten ausgeht. Es wird schwer gehen, eine andere Prüfung aus den vielen, die es giebt, herauszufinden, die ebenso zu Gott treibt, wie diese. Warum nun sich darauf zu verlegen, gerade dieses Kreuz wegzubeten? Kreuzlos darf nun einmal kein Gotteskind über die Erde gehen. Wer eingereiht werden will in die

große Schar vor Gottes Thron, „die gekommen sind aus großer Trübsal“, der muß sich hinieden ein Kreuz gefallen lassen. Warum nun, wenn der Herr Krankheit für dich am gesegnetsten findet, ihm erklären: Nur keine Krankheit! Warum gleich schreien und laufen, bis er sie wieder abnimmt?

Der Herr hat mit jedem Leiden, so auch mit der Krankheit, einen Zweck. Dieser ist oft verborgen, aber immer väterlich und heilig. Paulus dachte über den Zweck seines Leidens nach und erkannte ihn: „Auf daß ich mich nicht überhebe.“ Man hätte denken sollen, daß damit der Zweck auch erreicht gewesen wäre, daß der demütige und gewarnte Paulus die Versuchung des Hochmuts nun nie an sich herangelassen hätte. Der Herr ließ ihm aber dennoch sein Leiden und Paulus trug es geduldig. Ein Leiden aber gar wegbeten wollen, oder wegbeten lassen wollen, ehe der Zweck erreicht, ehe er nur erkannt, ehe vielleicht nur danach gefragt ist, ist nicht göttlich, sondern sündlich. — Wie mancher Mensch empfängt schon in der Wiege einen materiellen Segen, der ihn im ganzen Leben über eine der schwersten Trübsale, die irdische Not, hinweghebt. Er möchte aber doch einst unter den Kreuzträgern im Reiche Gottes erscheinen. Legt ihm dann aber der Herr ein körperliches Leiden auf; würdigt er ihn, eine Last des Leibes Christi auf sich zu nehmen, so weiß man nichts besseres zu thun, als sofort Anstalten zu treffen, das Leiden wegbeten zu lassen. Kein Geld, keine Reise wird gescheut, diesen Zweck zu erreichen. Man vergißt aber dabei, daß Gott die heilige Liebe ist und daß es selig ist, nicht zu erhalten, was gegen seinen Willen wäre, und unselig, zu erhalten, was nicht mit seinem heiligen Willen übereinstimmt. „Durch Gebet erzwingen wollen, was gegen Gottes Willen ist, kann nur die Sache des Unglaubens, niemals die des Glaubens sein“ (Geß).

5) Es ist nirgends in der Bibel gesagt, es sollen keine Kranke unter dir sein. Dagegen sind manche andere Dinge ausdrücklich geboten, die man allerwärts zu ignorieren scheint. Um nur eins zu nennen. Gott hat durch Mose dem Volke Israel geboten: „Es soll allerdings kein Armer (Bettler) unter dir sein" (5 Mose 15, 4). Und Christus hat seiner kleinen Herde, der er das Reich der Himmel, den ewigen Gottesstaat bescheiden will, gesagt: „Verkaufet, was ihr habt und gebt Almosen" ꝛc. (Luk. 12, 32. 33). Das sind ganz bestimmte Worte unseres Königs. Warum verlegen wir uns nicht vor allem darauf, den Herrn zu bitten, über uns alle den Geist des Glaubens auszugießen, der gerne um Christi willen sich alles Ueberflüssigen entäußert? Christus „wurde arm um unsertwillen, auf daß wir durch seine Armut reich würden." Welch durchschlagende Wirkung würde es doch in und außer Christi Gemeinde machen, wenn so manche liebe, fromme, reiche Brüder und Schwestern ihre kostbaren Landgüter, ihre Aktien und Obligationen verkaufen würden, sich arm machten, ich meine wirklich arm, wie Christus sich arm machte, um des Himmelreichs willen und um Christi leidenden Gliedern zu dienen! Freilich dazu gehört Glauben. Mehr Glauben, als zu vielem andern. Da aber Paulus in 1 Kor. 12, 9 den Glauben als Charisma (Gnadengabe) anführt, und er unmöglich den allgemeinen Glauben zum Seligwerden, den ja alle Christen haben müssen, meinen kann, so denke ich mir, er werde eben an solche besondere, außerordentliche Thaten des Gottesvertrauens dabei gedacht haben. Er zählt ja die Gabe des Glaubens, die, gesund zu machen, und die, Wunder zu thun, als verschiedene Gaben auf, was wir gewöhnlich zu vermischen geneigt sind.

Als ich einmal für eine Reichs-Gottes-Sache Schulden machen mußte, kam ein frommer, reicher, kinderloser

Engländer zu mir und sagte mir sehr ernst, ich sei auf ungöttlichem Wege, der Apostel habe geboten: „Sei niemand nichts schuldig." Ich war betroffen, dachte darüber betend nach, und da fiel mir leider zu spät ein, daß ich den lieben, frommen Bruder hätte an Jesu Wort übers Verkaufen erinnern sollen. Ob mir dadurch aus meiner Not geholfen worden wäre, bezweifle ich zwar; aber es wäre mir heute noch interessant, zu wissen, wie der gewissenhafte Mann diese Stelle praktisch erklärt hätte.

6) Es giebt verschiedene Krankheiten: solche, die den Charakter des Gerichtes tragen; solche, die Mittel der Züchtigung, der Besserung, der Hinziehung zu Gott sind, und solche, die zur Verherrlichung Gottes dienen. Wer die Gabe der Heilung empfangen will, muß auch die der Unterscheidung haben, sonst wird er oft dem Tadel des Herrn verfallen: „Du meinest nicht was göttlich, sondern was menschlich ist." Jedenfalls nennt der Herr nicht diejenigen die Gesegneten seines Vaters, die Kranke geheilt, sondern die Kranke besucht haben (Matth. 25, 36).

Wir sehen daraus abermals, wie nötig die Bitte ist, daß uns der Herr doch bald ein volleres Maß seines heil. Geistes schenke. Dann wird schon alles recht werden. Möge er indessen seine Gemeinde bewahren vor Abwegen, um seines heiligen Namens willen!

Allerlei Fragen bleiben freilich auch durch das bisher Gesagte noch unbeantwortet. Wir haben erkannt, daß wir alle unsere Anliegen betend vor Gott bringen dürfen und daß er uns immer Gutes gebe; daß wir anhaltend fortbitten sollen, wenn Gott mit seiner Antwort verzieht; daß die Bitte um den heiligen Geist die nötigste

und nach Jesu Sinn sei; daß wir aber den hohen Verheißungen gegenüber, die dem Glauben und dem Gebet im Namen Jesu gegeben sind, sehr arm dastehen; da drängt sich nun jedem wohl besonders die Frage auf, wie wir denn erkennen können, welche Dinge unseres täglichen Lebens wir in Jesu Namen bittend vor Gott bringen dürfen, in der Gewißheit, daß sie nach Jesu Sinn seien. Wenn wir in eigenen Worten unser Herz vor Gott ausschütten, da schleicht sich leicht der Zweifel ein, ob auch unser Gebet, so aufrichtig es sein mag, nach Inhalt und Form dem Sinne Jesu entspreche.

Auch darüber hat uns der Herr nicht im Unklaren gelassen. Er hat uns ein Mustergebet gegeben, das Vaterunser, in welchem er alle unsere Bedürfnisse berücksichtigt und zusammenfaßt, und das daher auch nach Inhalt und Form ganz nach seinem Willen sein muß und immer in seinem Namen gebetet werden darf.

Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß die auswendig gelernten Worte es nicht thun. Wir müssen das Vaterunser beten lernen. Wir sollen vor allem seinen Inhalt verstehen und es dann zu unserem Herzensgebet machen. Es soll so in unser Herz und Verständnis übergehen, daß wir es beten können, als hätten wir selbst es gemacht. Es muß in Wahrheit unser Gebet werden.

Der Herr hat es natürlich nicht so verstanden, daß wir nur das Vaterunser mit denselben Worten immer beten sollen. Das Kind muß auch frei mit dem Vater reden dürfen. Aber es soll immer nach Jesu Sinn mit dem Vater reden. Das geschieht aber nur, wenn sein Reden sich im Rahmen und auf dem Boden des Vaterunsers bewegt, aus ihm geschöpft ist, oder sich mit seinem Inhalte deckt.

Wir wollen daher noch versuchen, in kurzen Zügen dieses heilige Gebet nach Form und Inhalt zu betrachten und verstehen zu lernen. Denn wer das recht beten gelernt hat, der besitzt ein köstliches Geheimnis. Es ist der Empfehlungsbrief des Sohnes, von dem wir gesprochen haben, mit dem wir uns getrost vor dem Vater zeigen dürfen. Der Vater erkennt daraus die Handschrift, den Geist, das Herz seines eingebornen Sohnes, dem er nichts verweigert. — Wir wollen jedoch nicht eine ausführliche Erklärung des Vaterunsers, sondern nur einige Grundgedanken zum Verständnis hervorheben.

VI.

Das Vaterunser.

1. Unser Vater.

Wenn ihr betet, sagt der Herr, so sprechet also: „Unser Vater in den Himmeln.“ — Wir haben schon auf Seite 41 über diesen Gegenstand gesprochen und können uns deshalb hier kurz fassen. — Luther hat in seiner meisterhaften Erklärung zu dieser Anrede im Vaterunser geschrieben: Gott will uns damit *locken*, daß wir glauben sollen, er sei unser rechter Vater und wir seine rechten Kinder; auf daß wir getrost und mit aller Zuversicht ihn bitten sollen, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater.“ Luther hat auch gesagt, daß das Vaterunser der größte *Märtyrer* auf Erden sei. Mit diesem Ausspruche wie mit seiner Erklärung hat er recht, wenn er auch in letzterer eine Seite nicht hervorhob.

„Gott erbietet sich uns, als Kindern“, zum Vater (Hebr. 12, 7). Er *will* unser Vater sein und *lockt* uns dazu, ihn als Vater zu erkennen, zu lieben und zu ehren. Als *Vater* will er von uns angebetet sein. — Gott hat sich den Menschen in allerlei Weise geoffenbaret. Von

alters her wußten die Menschen, daß er der Allmächtige, Allwissende, Allgegenwärtige, Heilige, Ewige ist. Viel Trost und viel heilige Ehrfurcht schöpften sie aus dieser Offenbarung. Durch Christum aber ist Gott unser Vater geworden, und hat auch das Innerste seines Wesens geoffenbart. Daß er die Liebe ist, die Vaterliebe im höchsten Sinne, daß er es ist in Bezug auf uns — das ist das höchste und größte, was uns von ihm geoffenbart werden konnte. Höheres kann es schlechterdings nicht geben. Größeres und Herrlicheres kann der Mensch nicht wünschen. In dem Vorrecht, den allmächtigen Gott, den Allerhöchsten im Himmel und auf Erden, zum Vater zu haben, liegt alles beschlossen, was die kühnsten Bedürfnisse des Menschenherzens erheischen können. Und die Vollendung des Gottesreiches wird es auch überwältigend zeigen, daß Gott die Bedürfnisse, die er selbst in die Herzen der Menschen gelegt hat, befriedigen kann; — daß sein Vatername keine bloße Redensart ist. — Wie sollte doch das die Menschen locken! Wie sollten sie doch darin ihr volles Genüge finden! Wie sollten sie trachten, in Liebe und Gehorsam diesem Vater zu gefallen! Dagegen müssen wir leider sehen, daß in unserer Zeit nur wenige die Herrlichkeit dieser Offenbarung als Kraft und Glück, als Schatz und Perle im Herzen tragen. Den Gläubigen ist zum großen Teil der Vatername Gottes zur kraftlosen Phrase geworden, und der Masse unseres braven, kirchlichen, nicht unchristlichen Volkes ist Gott zu einem nebelhaften Phantom herabgesunken. „Der Himmel“, „die Vorsehung“, „der Allgütige“, der Allvater“ ist es, von dem sie etwas hoffen, und von dem sie sich natürlich keinen Begriff machen können. Gar nicht zu reden von den vielen, die von der seichten populären Philosophie beeinflußt sind, welcher Gott in den Naturkräften aufgeht. — Und doch, sie senken alle andächtig und ehrfürchtig das Haupt, wenn sie bei irgend einer Gelegenheit, am Taufstein, am Trau-

altar oder am Grabe das Vaterunser sprechen hören! Auch in dem unkindlichen, entarteten Kinde hat eben der hohe Vatername noch einen Nachklang. Er lockt.

Daraus geht hervor, wie sehr Luther in seiner Erklärung das Rechte getroffen, — aber auch, daß er nicht alles gesagt hat.

Mir scheint, der Herr Jesus habe uns doch noch etwas mehr sagen wollen, als nur das, daß wir an Gottes Vaterliebe glauben sollen, wenn wir betend vor ihn treten. Denn der Vatername kann ja auch eine Unwahrheit im Munde eines Menschen sein. Daher glaube ich, der Herr habe mit dieser Anrede im Vaterunser uns ganz besonders den Gedanken, die Mahnung geben wollen: Werdet doch vor allem Gottes Kinder! Gott will euer Vater sein. Durch mich kann er es sein. Ist dieses Verhältnis bei euch in Ordnung, seid ihr wirklich Gottes versöhnte Kinder, ist der Vatername in eurem Munde eine Wahrheit, dann seid ihr auch der Erhörung gewiß. Es hilft aber nicht viel, Vater zu rufen, wenn ihr nicht Gottes Kinder seid, und nicht einmal den redlichen Willen habt, es zu werden.

Was Gott uns sein will, das wird mitunter noch leicht begriffen, wenn die Not ins Gebet treibt, oft zu leicht und dann meist oberflächlich. Was aber wir vor Gott sein sollen, das geht den Leuten so schwer ein. Prüfen wir uns daher, wenn wir das Vaterunser beten, doch darüber, ob wir auch wirklich Gottes Kinder geworden sind, ob wir gehorsame, treue, liebende Kinder sind. Ist es das denkbar höchste, ein Gotteskind zu sein, so ist es gewiß das notwendigste und würdigste, es immer besser und vollendeter zu werden. Das ist der einzige richtige Boden für unser Gebet und daher die Quelle der höchsten zeitlichen und ewigen Segnungen.

Unser Vater in den Himmeln. — Gleich mit dem ersten Worte, der Mehrzahl, korrigiert der Herr eine alte und immer neue Unart des menschlichen, auch des christlichen Herzens, die Selbstsucht. Wir sollen nicht bloß an uns denken, sondern sollen uns als Glieder der Gemeinde, des Leibes Christi ansehen und die Bedürfnisse aller Glieder immer vor unsern Vater bringen. Wie schwer geht uns das! Wie liegt doch jedem vor allem seine Not am Herzen! Wie viel hat der heilige Geist noch zu bessern, bis wir Beter nach Jesu Sinn werden! Denn auch das gehört zum Gebet in Jesu Namen, daß wir über der Not der andern, der vielen, uns selbst vergessen und nicht für uns allein Stillung der Bedürfnisse wollen. — Mit dem Wort: in den Himmeln, will der Herr den Beter aus dieser Welt herausheben und ihn in die himmlische, ewige Welt weisen. Gott ist zwar ein allgegenwärtiger Gott. In ihm leben, weben und sind wir. Er ist ein Gott, der nahe ist und der ferne ist, vor dem niemand sich so heimlich verbergen kann, daß er ihn nicht sähe. Das öfter bedenken, wäre für uns ein Trost und noch häufiger eine heilsame Zucht. Aber im Gebet sollen wir doch uns Gott im Himmel denken und ihn nicht in unsere Welt herabziehen. Im Gebet sollen wir selbst ausgehen aus dieser Welt der Fremde, sollen uns in die Heimat versetzen und dort den Vater suchen. Das Gebet ist die Verbindung zweier Welten, der zeitlichen und ewigen. Es ist die Himmelsleiter, durch die unser Geist aus der Zeitlichkeit, aus dem Treiben dieser Welt sich aufschwingt in die reine, selige Welt der Vollendung, um dort Himmelsluft zu atmen, Heimatfrieden zu schmecken, Gotteskräfte anzuziehen. Je mehr der Menschengeist das thut und genießt, desto mehr wird es ihm Bedürfnis und Lust, bis er nach und nach dazu kommt, daß er so betet ohne Unterlaß und mit Paulus sprechen lernt: Unser Wandel ist im Himmel.

4. Dein Name werde geheiliget.

Die ersten Bitten des Vaterunsers lehnen sich, wenn auch in freier Weise, an die ersten Gebote des Dekalogs an. Was die Gebote in Bezug auf Gott gebieten, das soll sich vor allem die Gemeinde Jesu erbitten.

Da müssen wir nun gleich durch die erste Bitte erkennen, wie wenig das herrliche Reichsgebet Jesu von den Christen verstanden und in ihr Fleisch und Blut übergegangen ist. Weitaus die meisten freien Gebete der Christen, selbst frommer Christen, lauten nicht nach der vom Herrn gegebenen Regel und haben mit dem Vaterunser selten viel gemein. Es zeugt diese Thatsache sowohl von der Göttlichkeit des Vaterunsers, als auch von dem Mangel des Geistes Jesu im Gebetsleben der Christen. Wahrlich, hätte ein Mensch, auch der edelste, auch der beste Menschenkenner, uns ein Mustergebet erfunden, er hätte wohl sicherlich mit der vierten Bitte angefangen. All die Sorgen und Kümmernisse, all das Leid und Weh des äußeren Lebens, — das muß zuerst vor Gott ausgeschüttet, muß zuerst von dem gedrückten Herzen abgewälzt werden, ehe dasselbe sich höher aufschwingen kann. So hätte wohl ein Mensch gedacht. Und das scheint uns Menschen so natürlich, so ganz nach unserem Bedürfnis, daß wir es eben mit oder ohne Vorschrift so zu machen uns gewöhnen. Unsere irdische Not drängt sich voran. Manchmal freilich ist es die fünfte Bitte, die bei unseren Gebeten in den Vordergrund tritt. Und vielleicht hätte ein rechter Herzenskenner aus den Menschen, wenn er uns ein Mustergebet gegeben hätte, die Bitte um Sündenvergebung als nötigste und wichtigste Bitte vorangestellt. Und in der That thun das auch unsere schönsten öffentlichen Kirchengebete. Es scheint so menschlich, so natürlich, so christlich, daß

Menschen, wenn sie betend vor den heiligen Gott treten, zuerst ihrer Unwürdigkeit gedenken, zuerst bußfertig ihre Sünde bekennen und um Vergebung bitten, daß, wie gesagt, die herrlichsten Gebete von Menschen gewöhnlich diesen Weg befolgen.

Und dennoch geht der Herr nicht diesen Weg. Erst in die vierte und fünfte Reihe stellt er die Bedürfnisse, die die besten Menschen in die erste oder zweite glauben stellen zu müssen!

Wie sollen wir das erklären? Sollen wir denken, daß der sündlose Heiland, auf seinem göttlich erhabenen Standpunkte, eben unsere Bedürfnisse nicht recht verstanden, uns zu sehr nach sich beurteilt habe? Dürfen wir annehmen, er mute uns zu viel zu, wenn er als erstes, dringendstes Bedürfnis unseres Gebetes nicht unsere Sache, sondern die Sache seines Vaters hinstellt?

Wer den Heiland kennt, wer etwas von seinem erbarmenden Verkehr mit den mühseligen und beladenen Menschen geglaubt und erkannt hat, der weiß auch, daß der Herr uns und unsere Bedürfnisse recht versteht. Nie hat gewiß ein Mensch so tief hineingeschaut in unsere Not, nie hat jemand unser Elend so ganz erkannt und so die Last anderer auf dem Herzen getragen wie er. Er versteht uns besser als wir ihn und uns selbst verstehen, und weiß besser als wir das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden. Wie oft halten wir geringe Dinge für groß und achten Großes für gering. Wir selbst werden einst in der Ewigkeit anders über die Angelegenheiten unseres Erdenlebens denken und urteilen, als wir es jetzt thun. Daraus ist auch klar, daß wir trachten müssen, die Gedanken unseres Herrn besser zu verstehen und unsere Begriffe nach den seinigen zu korrigieren. Stellt er im Vaterunser die Bitte: Dein Name werde geheiliget, voran, so lehrt er uns, daß darin wirk-

lich unser erstes, wichtigstes, dringendstes Bedürfnis liegt. Und wenn wir das, neben soviel dringender scheinenden Anliegen unseres Lebens, auf den ersten Blick nicht erkennen, so müssen wir es eben verstehen lernen. Ein wenig Nachdenken wird uns des Herrn Gedanken erkennnen lassen und ihn rechtfertigen.

Der Herr faßt im hohepriesterlichen Gebete seine eigene Aufgabe auf Erden zusammen in dem Worte: „Ich habe deinen Namen verkläret auf Erden.“ War aber die Verherrlichung des Namens Gottes seine erste Aufgabe, so ist sie es auch für alle die Seinen. Und so scheint es mir denn, als wollte der Herr uns in der ersten Bitte des Vaterunsers sagen: Trachtet doch vor allem danach, daß Gottes heiliger Name durch euch geehrt, geheiligt, verherrlicht werde. Lasset das eure größte Sorge sein. Lasset es auch euer tägliches erstes Anliegen im Gebete sein. Denn ist diese höchste Sache bei euch in Ordnung, so hat es mit euren eigenen Angelegenheiten keine Not. Ist aber euer Verhältnis zu Gott, euer Stand vor Gott nicht der rechte, so hilft alles Beten um andere Dinge nicht viel. Denn wer mich ehret, den will ich wieder ehren; wer aber mich verachtet, der soll wieder verachtet werden, spricht der Herr.

Wenden wir das ganz persönlich an. Das Gebet ist dir, als Christ, ein Bedürfnis. An Gebetsanliegen fehlt es auch nicht. Dein leibliches Leben, dein Seelenheil, dein Beruf, eine Kinder, deine und ihre Zukunft, Allgemeines und Besonderes drängt sich vor deinen Geist, wenn du dich zum Gebet anschickst. Diese Dinge betend vor Gott zu bringen ist dir eine heilige Pflicht, denn Gott hat es geboten; es ist dir aber zugleich ein köstliches Vorrecht, denn du hoffest dadurch des Herrn Hilfe, Beistand und Segen zu empfangen. Wenn du nun aber zugleich, außer den Stunden deines Gebetes, gegen deinen Gott gleichgiltig bist; wenn du in dem innern Leben deines Herzens,

deiner Gedanken, deines Wünschens und Wollens ungöttlich, weltlich, sündlich bist; wenn dein Reden, dein Verkehr mit den Menschen unedel, leichtfertig, untreu, vielleicht nur in kleinen Dingen unehrlich und widergöttlich ist; wenn du leidenschaftlich, oder mürrisch, oder unwahr, oder unmäßig, oder hochmütig oder hartherzig erscheinst; wenn du aus irgend einem Grunde unter Gottes heiligem Mißfallen dahingehst: — sage selbst, kannst du da auf Erhörung deiner Gebete hoffen? Wo ist ein ehrlicher Christ, der nicht den Wechsel seiner Stimmungen zu beklagen hat? Dein Morgengebet war aufrichtig und warm. Da warst du ernst und fromm. Wie wenig Zeit und wie geringe Veranlassung braucht es aber, um deine Stimmung zu verscheuchen und dich zu einem ganz anderen Menschen zu machen, als du während deines Gebetes warst! Man kann sich daran gewöhnen, man kann diesen Zustand natürlich finden und ihn entschuldigen. Aber er ist ungöttlich, er entzieht uns Gottes Wohlgefallen und beraubt uns der Frucht unseres Gebetes. — Wie *dringend* erscheint uns von da aus die *erste* Bitte im Vaterunser! Wie sollten wir doch um nichts anderes so ernstlich bitten, als um das, daß wir in unserem inneren und äußeren Leben, vor Gott und vor den Menschen, Stunde für Stunde die Tugenden dessen verkündigen können, dessen Namen wir tragen, um so sein Wohlgefallen und einen freien kindlichen Zugang im Gebet uns zu bewahren!

So wichtig und so dringend erscheint bei einigem Nachdenken diese erste Bitte, daß wir getrost sagen dürfen, sie sei geradezu die absolute Grundbedingung für jedes weitere erhörliche Gebet. Denn nur in dem Maße, als die Verherrlichung Gottes uns ernste Herzenssache geworden ist, dürfen wir auch auf Erhörung unserer Gebete im allgemeinen rechnen. Wir dürfen noch weiter gehen und sagen, daß die erste Bitte schon an sich ein vollendetes Gebet, das Gebet aller Gebete ist. Wem es mit

dieser Bitte aufrichtig ernst geworden ist, der wird von seinem Gott nicht verkürzt werden, auch wenn er über ihrem Inhalte alles weitere Bitten in eignen Bedürfnissen vergessen würde.

Unser Gebet wird immer, oft unbewußt, der Ausdruck unseres Herzens, unserer innersten Lebensrichtung sein. Denn auch hier gilt das Wort: „Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über.“ Wir gebrauchen ja das Gebet als Mittel, unsere Zwecke zu erreichen. Der von Gott gesetzte Hauptzweck für jedes Menschenleben ist aber der, daß wir zu Gottes Ehre leben, daß sein hoher Name durch uns verherrlicht werde. Die Ewigkeit wird uns auch zeigen, daß das Erdenleben nur so viel Wert vor Gott hatte, als darin zur Ehre Gottes gelebt wurde, und daß alles, was ohne Gott der eigenen Ehre, dem irdischen Interesse in feiner oder grober Gestalt diente, für die Ewigkeit wertlos ist. Wir wollen nicht weitläufig davon reden, aber doch daran erinnern, daß manches glänzende und gefeierte Erdenleben in der Ewigkeit fruchtlos und arm dastehen wird, weil Gott und seine Ehre keinen Raum in demselben fanden; daß dagegen manch unscheinbares verborgenes Leben dort leuchten wird wie die Sonne, weil es betend zur Ehre Gottes, mit heiliger Scheu vor dem heiligen Vater gelebt wurde. Es liegt nicht an den äußeren Thaten, nicht an der Stellung und dem Beruf, sondern an der inneren Herzensrichtung. Man kann als Knecht und Magd seinen Gott verherrlichen und kann als Apostel zu Grunde gehen. Kurz, unser erster Lebenszweck soll Gott und seine Verherrlichung sein. Unser erster Gebetszweck darf daher auch nichts anderes zum Gegenstand haben. Wo das nicht erkannt ist, da soll man es erkennen lernen. Wo man das nicht erkennen will, da liebt man, vielleicht mit Heiligenschein, die Finsternis mehr denn das Licht.

Wir brauchen, nach dem Gesagten, nicht besonders davon zu reden, was unter der Heiligung des Namens Gottes zu verstehen sei. Auch über das Gegenteil, die Entheiligung, wollen wir nicht viel reden. Jeder Gottesmensch weiß und erfährt zur Genüge, wie groß und rücksichtslos diese gröbste Sünde allerwärts hervortritt. Von seiten der abgefallenen, materialistisch gesinnten Menge wird Gott verachtet, geschmäht, gehöhnt. Von seiten des „braven" Volkes wird sein Name mißbraucht und respektlos behandelt. Und von seiten der Christen, der Gläubigen wird er — ach so oft — als Lückenbüßer, ohne Ernst, ohne Scheu, ohne heilige Ehrfurcht und selbst in Heuchelei und Unwahrheit verwendet. Wie viel wird in frommem Unverstand mit dem Namen Jesu, dem Namen, der über alle Namen ist, gespielt und getändelt!

Ich hörte von einem alten Pfarrer aus der rationalistischen Schule, auf die wir erleuchteteren Christen so herabsehen, daß er nie den Namen Jesu aussprach, ohne sein schwarzes Käppchen abzuziehen. Als ich in Paris auf dem Gottesacker war und an das Grab des Präsidenten Thiers kam, zog mein Führer den Hut ab und erklärte, hier ruhe der Retter Frankreichs. Das hat mich gerührt und mir allerlei Gedanken geweckt. Wir gewöhnen uns daran, die hohen heiligen Namen unseres Herrn, vor dem Cherubim und Seraphim im Himmel ihre Kronen niederlegen, so gedankenlos und oft respektlos zu gebrauchen, und bedenken nicht, daß wir damit uns den Himmel trüben. So lasset uns auch hier bei uns anfangen mit heiliger Zucht. Daß wir nie den Namen unseres Gottes gebrauchen, außer wenn das Herz von kindlicher Ehrfurcht erfüllt ist, das soll unsere erste Sorge sein. Dann wird es uns auch mehr zu Herzen gehen und mehr ein Anliegen unseres Gebetes werden, wenn wir sehen, wie von anderen der Name unseres Gottes und Heilandes entheiligt wird.

Gott hat uns aber seinen teuren Vaternamen geoffenbart nicht nur, daß wir ihn nicht mißbrauchen, sondern daß wir ihn recht gebrauchen. Ich habe von einem Zweifler gehört, der in einer Unterredung zu einem Gläubigen gesagt habe: Ich kann nicht glauben, was ihr glaubt; wenn ich es aber glauben könnte, wenn ich überzeugt wäre, daß ein Gott da ist, der die Menschen liebt, selbst erlöst hat, für sie sorgt, an jeden denkt, die Haare auf unserem Haupte gezählt hat, — wenn ich von diesen hohen Dingen so überzeugt wäre, wir ihr saget, daß ihr es seid, dann würde ich diesem Gott anders zur Ehre leben, als ihr es thut! — Der Mann hat recht gefühlt, so beschämend es für uns ist. Schon die Männer des Alten Bundes, denen die Herrlichkeit des Vaternamens noch nicht erschlossen war, wußten besser als wir, was sie an Gott hatten: „Der Name des Herrn ist ein festes Schloß, der Gerechte läuft dahin und wird beschirmet" (Spr. 18, 10). „Herzlich lieb habe ich dich, Herr meine Stärke, Herr mein Fels, meine Burg, mein Erretter, mein Gott, mein Hort, auf den ich traue, mein Schild und Horn meines Heils und mein Schutz" (Ps. 18, 2, 3). Es ist schwer zu sagen, wodurch der Name Gottes in unserer Zeit mehr entehrt wird, ob durch den Unglauben der Verächter, oder durch den Kleinglauben der Beter.

Bei meiner Konfirmation mußte ich die letzte Frage des Württemberger Konfirmationsbüchleins aufsagen. Sie hat damals nicht den erwünschten Eindruck auf mich gemacht. Seitdem ist sie mir aber unzähligemal eingefallen. Der Schluß heißt: „Herr Jesu, dir leb ich, dir leid ich, dir sterb ich, dein bin ich tot und lebendig; mach mich, o Jesu, ewig selig!" So soll es werden, dann wird Gottes Name geheiligt. Zu des Herrn Ehre lernen, zu seiner Ehre arbeiten, zu seiner Ehre das Geschäft gründen, zu seiner Ehre heiraten, zu seiner Ehre

Geld erwerben, zu seiner Ehre es verwenden, zu seiner Ehre reden, zu seiner Ehre schweigen, zu seiner Ehre beten! Ad gloriam Dei omnia! (Alles zu Gottes Ehre). O Herr, hilf deinem Volke dazu!

Herr, dir ist niemand zu vergleichen,
Kein Lob kann deine Größ' erreichen,
Kein noch so feuriger Verstand!
Pracht, Majestät und Ruhm umgeben
Dich, aller Wesen Quell und Leben,
Licht ist dein strahlenvoll Gewand.
In hohen, unermess'nen Fernen,
Wohin kein sterblich Auge schaut,
Hast du weit über allen Sternen
Dir deinen höchsten Thron erbaut.

---

3. Dein Reich komme.

Soll die Ehre Gottes, unseres Vaters, das erste Gebetsanliegen aller betenden Kreaturen sein, so weist uns der Herr an, das Kommen seines Reiches als zweitwichtigsten Gegenstand anzusehen. Zwar hängen die drei ersten Bitten innerlich zusammen, so daß die Erfüllung der einen auch die der andern ist. Nach außen zeigen sie uns aber verschiedene Seiten, und wir sollen uns klar machen, an was wir beim Aussprechen jeder Bitte zu denken haben, was wir damit wollen sollen. Da giebt es wohl kaum eine andere Bitte, die von den meisten Betern, von großen und kleinen, mit so viel Unkenntnis ausgesprochen wird, wie diese. Viele tausend Beter wären in Verlegenheit, wenn sie gefragt würden, was nun Gott auf diese ihre Bitte hin thun soll, was sie als deren Erfüllung erwarten.

Es ließe sich über den Inhalt dieser Reichsbitte im höchsten Sinne ein ganzes Büchlein schreiben. Wir wollen uns aber im praktischen Interesse der einfachen, aufrichtigen Beter kurz fassen und die Bitte unter den zwei Hauptgesichtspunkten ihrer persönlichen und allgemeinen Bedeutung betrachten, oder das Reich Gottes in uns und außer uns.

Wie jede Bitte, so soll der Beter auch diese zunächst persönlich, als sein eigenes Bedürfnis auffassen und ihren Inhalt sich selbst aneignen. „Das Reich Gottes ist inwendig in euch“, sagt der Herr. „Das Reich Gottes besteht in Gerechtigkeit, Frieden und Freude im heiligen Geist.“ „Selig sind, die geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr.“ Das Himmelreich ist zwar ein Reich außer uns, wir aber erlangen es nur, wenn es in diesem Leben in uns gekommen ist. Wir sind von Natur heimatlose Menschen, weil wir der Gerechtigkeit ermangeln, die vor Gott gilt. Wir sind zwar Bürger in dieser Welt, allein sie giebt uns keine bleibende Stätte, sie stößt uns aus. Und wenn wir die ganze Welt gewönnen, so hätten wir nach kurzer Zeit doch kein Bürgerrecht mehr in ihr. Durch Christum sind wir berufen, nicht Gäste und Fremdlinge zu bleiben, sondern Bürger mit den Heiligen und Hausgenossen Gottes zu werden. In der Berufung, die an uns ergeht, liegt aber noch nicht die Vollendung und der Besitz der Sache, wie viele gedankenlos meinen. Es gilt von unserer Seite ein entschiedenes Wollen, ein Ergreifen im Glauben, ein Sichvollenden in Gerechtigkeit. Es gehört dazu die erneuernde, helfende, bewahrende Macht Gottes, um die wir täglich bitten sollen.

Wir tragen in uns selbst in unserer alten Natur viel Widerstreben, viel Schwachheit, viel Sündiges. „In mir, das ist in meinem Fleisch, wohnet nichts Gutes.“ Der Geist dieser Welt, in der wir nun eben sind, beein-

flußt uns und reizt uns, sie zu suchen, sie als unser Teil zu betrachten. Unversehens und mehr als wir glauben, gewinnt sie auch die Zuneigung unseres Herzens. Wohl trachten wir auch nach dem Reiche Gottes, aber — nicht zuerst, nicht vor allem andern, nicht mit dem ganzen heiligen Ernst, den der Herr von den Seinen verlangt. Wenn man die Christenheit, ich meine den frommen Teil derselben, beobachtet, so könnte man fast glauben, der Herr habe seiner Gemeinde gesagt: Trachtet nur zuerst nach dem Reiche dieser Welt, in der ihr nun seid, — das Himmelreich wird euch schon von selbst zufallen. Wie wenig, wie entsetzlich wenig Raum hat doch unter den vielen Sorgen und Gebeten der Erweckten und Bekehrten die Sorge um das Reich Gottes, das „Geschicktwerden im heiligen Wandel", die Darstellung der heiligen Bürgerschaft des Himmelreiches!

Ein Reich hat natürlich allerlei Bürger, hohe und niedrige, reiche und arme, gute und böse; selbst der Sträfling im Gefängnis bleibt unter Umständen noch Bürger. Ist es aber schon in irdischen Reichen wichtig, ein guter, rechtschaffener, geachteter Bürger zu sein, wie viel mehr im Reiche Gottes. Darum sollen wir, wenn wir diese Reichsbitte beten, vor allem daran denken und darum bitten, daß Christus, der König des Himmelreiches, immer völliger die Herrschaft über unser Herz bekomme; daß er immer mehr alles Widerstrebende in uns überwinde; daß wir immer treuer und gehorsamer seinen Willen thun; kurz, daß unser Herz immer völliger ihm unterthan und so ein Gebiet seines Reiches, seiner Herrschaft werde. — So meinte es wohl auch Luther, wenn er in seinem Katechismus dieser Bitte die Worte hinzufügte: „Zu uns" komme dein Reich. Und so meinte es Paulus, wenn er sagte: „Ziehet den neuen Menschen an, welcher nach Gott ge-

schaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit" (Eph. 4, 24). „Lasset die Sünde nicht herrschen in eurem sterblichen Leibe." Und so meint es der christliche Dichter, der betend singt:

Zerbrich, verbrenne und zermalme,
Was dir nicht völlig wohlgefällt!
Ob mich die Welt an einem Halme,
Ob sie mich an der Kette hält,
Ist alles eins in deinen Augen,
Da nur ein ganz befreiter Geist
Und nur die lautre Liebe taugen,
Die alles andre Schaden heißt.

Ueber der Sorge und den Bitten für das Kommen des Reiches Gottes in uns, sollen wir aber das Reich Gottes außer uns nicht vergessen. Unser eigenes mit Christo verborgenes Leben soll ja ausmünden in dieses Gottesreich und in ihm auch äußerlich zur Darstellung kommen. Unsere höchste Ehre besteht ja darin, daß wir Bausteine seien an dem heiligen Tempel Gottes, da Jesus Christus der Eckstein ist (Eph. 2, 22). Daß nicht nur wir selbst als edle Steine vollendet und eingefügt werden, sondern daß der ganze heilige Tempel bald vollendet dastehe und die Zeit des Bauens in die des seligen Wohnens übergehe, das soll nicht minder Gegenstand unserer Sorge und unseres Gebetes sein. Das begreifen viele Christen nur schwer. In den Himmel kommen ist das einzige Ideal der meisten und oft der besten. Der Herr hat uns aber vor allem beten gelehrt: „Dein Reich komme." Das ist doch noch etwas anderes, als unser Kommen in den Himmel. Es scheint mir sogar, daß vor der Vollendung des Gottesreiches auch

unser Kommen in den Himmel keine ganze Vollendung ist. Wohl ist es „viel besser, bei Christo zu sein", „bei dem Herrn sein allezeit", „mit ihm im Paradiese sein", „in Abrahams Schoße ruhen", als im Fleische bleiben. Allein vor der Vollendung des Königreiches Christi durch seine Wiederkunft findet die Auferstehung der in Christo Entschlafenen nicht statt. Und ohne diese scheinen auch sie nicht im Zustande der letzten, höchsten, gänzlichen Vollendung zu sein. Wenn uns dann Paulus noch andeutet, wie auch durch die Kreatur im ganzen ein Sehnen und Seufzen nach der Zeit der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes gehe, wo auch sie entlastet werde von dem Drucke der Eitelkeit, so müssen wir gestehen, daß nur wenige Christen die große, Himmel und Erde umfassende Bedeutung der auf Erden stehenden, kämpfenden, die Vollendung herbeiführenden Gemeinde Jesu begreifen und ihre Arbeit genügend würdigen. Wir erkennen aber darin den Maßstab für die geringe Tiefe unseres eigenen christlichen Lebens. Unsere Teilnahme am Reiche Gottes außer uns, unser Gebet, unsere Arbeit, unsere Hingebung dafür wird immer im Verhältnis stehen zu dem Werte, den es für uns persönlich hat. So hoch der Mensch sein eigenes ewiges Bürgerrecht im Himmel, die Erbschaft der Heiligen im Lichte anschlägt, so groß wird der Eifer sein, den er betend und arbeitend, gebend und sich hingebend zum Bau des Reiches Gottes bringt.

Wir haben schon anderwärts („Vom Tabor bis Golgatha", S. 206—231) unsere Gedanken über die Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden bis zu seiner schließlichen Vollendung dargelegt, wollen uns deshalb hier über diesen Gegenstand kurz fassen.

Das Wort Gottes stellt unsere Welt dar als das Reich der Finsternis, wo der Fürst der Finsternis, der Gott dieser Welt herrscht und sein Werk hat in

den Kindern des Unglaubens. Aller Jammer, alle Disharmonie im Leben der Menschen, wie in der Natur, ist im letzten Grunde das Werk des Teufels. Christus aber ist gekommen, die Werke des Teufels zu zerstören und ein Gottesreich des Friedens und ewiger, seliger Harmonie zu gründen und zu vollenden. Alles, was Gott von Anfang der Menschengeschichte an auf Erden gethan, alles was Christus lebend, leidend, sterbend that, hatte nur den Zweck, aus den gefallenen von der Macht der Finsternis geknechteten Menschen heraus ein Reich, einen Gottesstaat von erlösten Gotteskindern zu bauen, in welchem er die ewigen Liebesgedanken verwirklichen könne, die er bei der Schöpfung der Menschen hatte, und die durch den Abfall der Menschen vereitelt schienen. Ueberschwenglich herrlich sind die Verheißungen, die uns Gott für die Zeit der Vollendung dieses Reiches gegeben hat. Da soll alles Sehnen, alles Verlangen nach Glück und Seligkeit, das Gott in unsere Herzen legte, ewig und völlig gestillt werden.

Mit dem Erscheinen des Gottessohnes auf Erden fing auch das Reich Gottes an, sich zu verwirklichen. Es trat auf Erden in die Erscheinung und ist nun seit mehr als achtzehnhundert Jahren eine Thatsache, eine unbestreitbare Wirklichkeit unter den Menschen. Seit Christi Erscheinen teilen sich die Menschen in zwei Klassen, — in solche, die in Christi Reich eingetreten sind, und in solche, die noch außerhalb desselben stehen. Christi Befehl an seine Gemeinde lautet, daß durch Verkündigung der frohen Botschaft von der freien Gnade im Glauben an seinen Namen alle Völker der Erde zum Eingang in dieses Reich eingeladen werden sollen. Diese Zeit der Einladung ist eine Zeit des Kampfes, des Ringens zwischen der Gemeinde der Gläubigen und der Macht der Finsternis. Die Gemeinde Jesu ist im Kriegszustande so lange, bis der Sieg endgiltig erfochten ist. Kriegszeit ist aber Leidens-

zeit. Aus der Kampfeszeit sehnt sich jedes Volk heraus in die Zeit des Friedens, des siegreichen Friedens. Die Gemeinde des Herrn soll dieses Sehnen auch haben; sie sollte es mehr haben, als sie es hat. Es sollte ihr nicht so wohl sein in Feindesland. Sie sollte sich mehr nach dem Siege sehnen, der ihr die Heimat wieder giebt. Sie sollte mehr darum kämpfen, mehr dafür beten. Denn

Es kann nicht Ruhe werden,
Bis Jesu Liebe siegt;
Bis dieser Kreis der Erden
Zu seinen Füßen liegt.
Bis die von Süd und Norden,
Bis die von Ost und West
Sind seine Gäste worden
Bei seinem Hochzeitsfest.

Wie lange wird das noch gehen? Wie lange wird noch die Kampfes- und Leidenszeit währen? Wir wissen es nicht. „Euch gebühret nicht zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat.“ Wissen wir nun auch nicht die Zeit und Stunde, wo durch Christi Wiederkunft vom Himmel die Vollendung des Gottesreiches auf Erden eintreten wird, so wissen wir aber doch, welche Arbeit vorher durch Christi Gemeinde unter den Völkern ausgerichtet werden muß. „Und das Evangelium muß zuvor (πρῶτον δεῖ) gepredigt werden unter allen Völkern“ (Marc. 13, 10). „Und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reiche in der ganzen Welt, zu einem Zeugnis über alle Völker“ (Matth. 24, 14). „Und Jerusalem wird zertreten werden von den Heiden, bis daß der Heiden Zeit erfüllet ist“ (Luk. 21, 24). „Blindheit ist Israel eines Teils widerfahren so lange, bis die Fülle der Heiden eingegangen ist“ (Röm. 11, 25). Damit ist

aber aufs bestimmteste die Vollendung des Reiches Gottes in die Hände der Gemeinde Christi gelegt und durch ihre Treue bedingt. Wenn uns nun der Herr in dem heiligen Mustergebet, das er seiner Gemeinde hinterließ, die Bitte um das Kommen seines Reiches so hoch obenan stellt, so müssen wir zu dem Schlusse kommen:

1) Daß die Vollendung des Gottesreiches für Himmel und Erde von nicht genug erkannter, unbeschreiblich hoher Bedeutung ist;

2) daß die Gemeinde Christi alle ihre Kraft dafür einsetzen und unermüdlich dafür arbeiten sollte;

3) daß das Gebet aller Gotteskinder sich in viel höherem Maße als bisher auf diesen Gegenstand konzentrieren muß.

Wenn in einem irdischen Reiche das Heer gegen einen mächtigen Feind zu Felde zieht, so nimmt die ganze Nation so tiefen Anteil daran, daß für die ganze Zeit des Kampfes alles andere Interesse in den Hintergrund tritt. Mit welchem Verlangen werden die Berichte von dem Kriegsschauplatze erwartet! Mit welcher Begeisterung die Siegesnachrichten, — mit welcher Sorge und Traurigkeit die Niederlagen aufgenommen! Mit welch stürmischem Enthusiasmus werden die heimkehrenden Sieger bewillkommt! Mit welcher Teilnahme wird der Gefallenen gedacht! Wie wird in solcher Zeit auch der Arme zu Begeisterung und Opferfreudigkeit hingerissen! — Und doch handelt es sich dabei nur um das irdische Vaterland, in dem wir keine bleibende Stätte haben!

Für die Kämpfe aber, die das herrliche, ewige Reich unseres Gottes zum Zwecke haben, für die Siege auf diesem Kampfplatze, für die Niederlagen, die da erlitten werden, für die stillen Helden, die da fallen und verbluten,

die oft einsam, ungepflegt, unbeweint in ein verborgenes Wüstengrab sinken, — ach, für die und für das alles hat die Mehrzahl des Volkes des Herrn in unserer Zeit keine Thräne, kein Interesse, keine Teilnahme, keinen Enthusiasmus der Freude oder des Schmerzes! Warum? Nun, dort im politischen Kriege, da handelt es sich bei einer Niederlage und einen Einfall des Feindes um — dein Haus und deine Schätze, um dein Geschäft, um deinen Acker und dessen Frucht, um das Vieh in deinem Stalle, kurz um dein irdisches Reich. Hier aber handelt es sich ja nur — um das Himmelreich! O armes Volk des Herrn! „Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest. Gedenke, wovon du gefallen bist und thue Buße, und thue die ersten Werke!"

Sollen wir uns für etwas interessieren, für etwas arbeiten, einstehen, beten, uns begeistern, so ist natürlich vor allem nötig, daß wir die Sache kennen. Für etwas Unbekanntes oder für etwas, das man nur vom Hörensagen kennt, kann man sich nicht mit Begeisterung hingeben. Vor dreihundert Jahren war es schwer, fast unmöglich für jemand, etwas genaues über die Verhältnisse des Reiches Gottes in anderen Ländern und Weltteilen zu erfahren. Heute ist das anders. In unserer Zeit kann jeder, der Liebe zur Sache hat, fast täglich Berichte über alle möglichen Werke des Reiches Gottes, innerer und äußerer Mission, umsonst oder um ganz geringen Preis aus erster Quelle empfangen. Ja, die Berichte werden uns zugeschickt ohne unser Verlangen, wenn man uns nur als Reichsbürger kennt und hoffen darf, daß wir Interesse für unser ewiges Vaterland und dessen baldige Offenbarung haben. An Mitteilungen aus allen Gebieten der Reichsgottesarbeit von oft höchster Wichtigkeit und aus sicher verbürgter Quelle fehlt es nicht. — Und doch ist die Teilnahme so gering, so lau, und die Kenntnis der Sache so mangelhaft!

Warum wohl? Nun, man ist um Antwort nicht verlegen. Die einen behaupten, die Sache gefalle ihnen nicht. Die Art der Arbeit und des Betriebes sei nicht ganz so, wie sie sein sollte, nicht apostolisch genug. — Aber warum hilfst du nicht mit, die Arbeit apostolischer zu gestalten? Es ist mir von jeher unbegreiflich gewesen, wie hochangesehene Professoren der Theologie, gläubige Pfarrer, fromme Christen aus allen Klassen der Gesellschaft den Reichsbefehl Christi, das Evangelium allen Völkern zu bringen, lesen und die Bitte, dein Reich komme, beten können und doch dabei den Missionsarbeiten im In- und Auslande kalt oder gar abgeneigt gegenüber zu stehen imstande sind. Es steckt da jedenfalls etwas anderes dahinter, etwas, das nicht in der Art der Reichsarbeit, sondern im eigenen Herzen seinen Grund hat. Der Grund mag bei verschiedenen verschieden sein; aber er ist nicht nach Jesu Sinn, er ist nicht paulinisch (Phil. 1, 18). — Bei der großen Mehrzahl unseres gläubigen Volkes aber kommt die Teilnahmslosigkeit aus reiner Unkenntnis der großen Sache, um die es sich handelt. Man hat seine Erziehung, — eine christliche Erziehung — genossen im Blick und mit Rücksicht auf eine gute Bildung für diese Welt. Man wurde wohl auch angewiesen und ermahnt, die Kenntnis der Religion, des Weges zum Himmel, nicht gering zu schätzen, weil man am Ende sterben muß und dann doch gerne selig stürbe. Aber diese Sorge wurde doch zunächst als Appendix (Anhängsel), als etwas, das man neben anderem auch braucht, behandelt. Alles mögliche hat man gelernt, Weltgeschichte, Kunstgeschichte, Litteraturgeschichte, Naturgeschichte, nur die Reichsgottesgeschichte, alter und neuer Zeit, fand keinen Platz im Programm. So hat man sich gewöhnt, für alles Interesse zu zeigen, nur die Reichsgottessache als das nutzloseste anzusehen, womit man sich auf Erden beschäftigen kann.

Und doch steht die Bitte um das Kommen dieses Reiches als die zweite im Vaterunser. Wer daher dieses in Jesu Sinn und Geist beten will, prüfe doch auch je und je seine Herzensstellung zu Jesu Reichsarbeit.

---

4. Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.

Wie jedes ordentliche Reich, so hat auch das Reich Gottes Gesetze und Ordnungen. Dieses Reich ist keine Republik sondern eine absolute Monarchie, in welcher der heilige Wille des Königs allein Gesetz ist. Jede Auflehnung gegen den Willen des souveränen Herrn ist Majestätsverbrechen, dessen Folgen nur durch seine Gnade abgewendet werden können. Er verlangt nicht nur äußeren Gehorsam gegen seinen Willen, sondern den Gehorsam der Liebe, der ganzen Hingabe des Herzens.

Auch diese Bitte, wie die Anrede des Vaterunsers, weist uns in den Himmel. Für den Himmel sind wir bestimmt; dort sollen wir auch unsere Vorbilder und Ideale suchen. Das höchste Ideal, das uns von dort entgegenleuchtet, ist die heilige, vollendete Erfüllung des Willens Gottes. Wie in dem unermeßlichen Weltenraum die Sternenwelten mit absoluter Pünklichkeit dem Machtwillen des Allmächtigen unterthan sind, so sind die heiligen Bewohner des Himmels in freier Selbsthingabe dem väterlichen Liebeswillen Gottes gehorsam.

Der Himmel ist eine unnermeßliche, heilige Organisation. Unzählbare Scharen freier Geschöpfe ordnen sich in Fürstentümer, Herrschaften, unter Throne und Obrigkeiten. Eine gewiß unbeschreiblich reiche, vielseitige

Thätigkeit beseelt sie alle. Alle edle Thätigkeit der Menschen auf Erden ist nur ein schwacher, verkümmerter Schatten von dem, was in den ewigen, realen Welten sich vollzieht. Alle Wesen des Himmels, vom höchsten bis zu dem geringsten, besitzen ihren eigenen, persönlichen freien Willen. Dieser persönliche Wille ist aber in selbstbewußter Freiheit, in eigenem Entschlusse eins geworden mit dem heiligen Willen des heiligen Vaters, sodaß in millionenstrahliger Verschiedenheit der Erscheinungen doch nur ein Grundwille sich vollzieht — der Wille Gottes. All die reiche, selige Bewegung der seligen Bewohner des Himmels empfängt ihren Impuls aus des Vaters heiligem Willen und bezweckt das Glück, das aus seinem Wohlgefallen der Liebe fließt. — Wir können uns leider nicht vorstellen, nicht einmal ahnen, welch selige Harmonie, welch unfaßbare Wonne das Leben birgt, in dem kein Mißton mehr gehört, kein Widerwille mehr gespürt, kein Zwiespalt, kein Mißmut, kein Seufzen, kein Klagen irgend welcher Art mehr vernommen wird; wo kein „Warum", „Warum ich", „Warum ich nicht", keine Trägheit, kein Mißverständnis, kein Neid mehr störend sich geltend macht; wo nur dankbare Liebe, seliger Enthusiasmus, heiliger Wetteifer alle Herzen verbindet und sie alle bindet mit unaussprechlichem Glücke an das Herz des Vaters, an die ewige Quelle aller Seligkeit! Wenn wir aber auch die Tiefe der Wonne und Seligkeit des Himmels nicht ermessen können, so fühlen wir doch das, daß ein solches Leben das höchste Glück birgt und daß nur ein solches ganz und dauernd befriedigen kann. Das Ideal, das uns der Heiland im Geschehen des Willens Gottes im Himmel vorhält, ist das höchste, das einzig wahre und befriedigende für jedes Menschenherz. Und — wäre es so auf Erden, so wäre der Himmel auf der Erde und es bliebe hier nichts mehr zu wünschen übrig.

Warum thun die seligen Geschöpfe des Himmels den Willen Gottes so ganz, so gerne, so freudig? Einmal: Sie schauen, was wir so mühevoll und so mangelhaft glauben, daß Gottes Wille in Bezug auf seine Geschöpfe Gnade, Liebe, inniges Erbarmen ist, daß er nur auf ihr Glück abzielt. Sie erkennen aus seliger Erfahrung, daß nur in innigster Harmonie mit Gottes Willen und Wesen ihr Heil und ihre Seligkeit besteht, und daß es selige Lust ist, den Gott zu lieben, der sie aus Liebe in ein so seliges Dasein gerufen hat. Sie erkennen ferner mit Entsetzen an dem gefallenen Morgenstern, an Satan und seinen Engeln, in welche Nacht des Gerichtes und der Verdammnis es führt, den heiligen Willen des heiligen Gottes zu verachten, und einen bösen Willen seinem guten entgegenzusetzen. Sie schauen endlich an der verführten, gefallenen Menschenwelt auf Erden, in wie tiefes Leid und Weh, in wie bittere Lebens- und Todesschmerzen es bringt, den Herrn zu verlassen und sich unter den Willen eines andern zu stellen. Sie sehen im besondern und erkennen unendlich viel tiefer als wir, wie viel es sich der heilige Gott kosten ließ, den Verführten eine Erlösung, den Verlornen eine Rettung zu verschaffen, das verdiente Gericht von ihnen abzuwenden und Gnade für Recht ergehen lassen zu können; wie er fort und fort in unbegreiflicher Geduld und Langmut alle Entwürdigung, alle Beleidigung seiner göttlichen Majestät, alles Wüten der Menschen gegen seinen väterlichen Liebeswillen erträgt mit der einzigen Absichi, auch diese Feinde noch zu seligen Kindern machen zu können! Wie könnten sie, die seligen Bewohner des Himmels, anders als einem solchen Gott mit dankbarer, kindlicher, heiliger Treue dienen und freudig mithelfen, seine Liebesgedanken auszuführen!

So ist es leider auf Erden nicht. Hier sehen wir überall das schmerzliche Schauspiel, daß der Mensch seinen freien Willen mißbraucht, ihn verkehrt, ihn zum selbst-

süchtigen Mittelpunkt seines eigenen bösen Wesens macht. Der verkehrte, sündige Wille des Menschen erkennt Gottes heiligen Willen nicht an. Er tritt zu ihm in schroffen Gegensatz, kritisiert, tadelt, meistert, verachtet ihn. Die Besten sind oft mit Gottes Willen unzufrieden, trauern und klagen darüber. In allen Reichen seiner Herrschaft wird Gottes Wille als heilig und gut erkannt und freudig erfüllt. Nur vor dem Herzen des armen gefallenen Menschen muß der heilige Gott in unbegreiflicher Herablassung als Bettler stehen, anklopfen und bitten: „Gieb mir, mein Kind, dein Herz und laß deinen Augen meine Wege (meinen Willen) wohlgefallen!“

Woher kommt auf Erden all der Jammer, die Disharmonie, der Streit, der Zank, die Friedlosigkeit in den Familien; Mord, Krieg, Blutvergießen ohne Zahl in der Gesellschaft und unter den Völkern? Es kommt alles aus derselben Quelle: aus dem Zerfallensein des menschlichen Willens mit dem Willen Gottes. Denn wer mit Gott zerfallen ist, der ist auch mit sich selbst und mit den Menschen zerfallen. Friede, Freude, Liebe, Glück wird auf Erden nur in dem Maße einkehren, als der Wille der Menschen wieder mit Gottes heiligem Willen im großen und einzelnen in Harmonie tritt, ihn anerkennt, liebt und gerne thut. Dein eigenes persönliches Leben, das Leben deines Hauses, deiner Familie, wird nur in dem Maße ein frohes, glückliches, gesegnetes, als du, als die Deinen Gottes heiligen, väterlichen Liebeswillen erkennen, mit ihm eins werden und ihn gerne erfüllen. Der heilige Wille Gottes ist das einigende, beglückende Element unter den Menschen. Der Widerspruch dagegen ist das Element der Disharmonie und des Unglücks.

Wie geschieht Gottes Wille? An was sollen wir denken, um was sollen wir bitten, wenn wir diese Bitte im Namen Jesu vor dem Vater aussprechen?

Im allgemeinen ist, nach dem Gesagten, die Sache klar. Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und daß sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Das ist Gottes Liebeswille in Bezug auf die Menschheit im ganzen und im einzelnen. Das soll auch der Gegenstand unseres Gebetes und unserer Fürbitte sein. Und damit klingt diese Bitte mit der vorhergehenden zusammen. — Auch in persönlicher Beziehung ist eine Seite dieser Bitte leicht verständlich. Es ist unsere Pflicht, Gottes Willen zu thun. Daß es uns aber eine Lust, eine Freude, ein kindliches Glück werde, daß wir immer verständnisvoller unseres Vaters Willen als unser irdisches und ewiges Heil erkennen und ihn immer treuer und vollkommener erfüllen lernen, das soll beim Aussprechen dieser Bitte unser persönliches Anliegen sein. Dabei dürfen und sollen wir an allerlei Einzelheiten gedenken, wie sie Gottes Geist uns aufdeckt und ins Licht stellt. Denn ehe wir Gottes Willen in allen Dingen freudig thun können, muß vieles in uns selbst geopfert und in den Tod gegeben werden. Viel guter, aber ungeheiligter, viel wohlgemeinter, aber unverständiger Eifer muß in Demut erkannt und betend überwunden — und viel fleischliche Trägheit, viel oft entschuldigte aber unentschuldbare Schwachheit mit der Energie des Glaubens besiegt und beseitigt werden. Hier gilt es recht, Menschliches von Göttlichem, Fleisch vom Geiste zu unterscheiden und es aufrichtig betend vom Geiste Gottes scheiden zu lassen. Mancher glaubt, er eifere um Gott, thut es aber im Unverstand, thut das Gegenteil von dem, was Gott will, daß er thun sollte (Röm. 10, 2). Es gilt ferner, damit Ernst zu machen, den erkannten Willen Gottes zu thun, auch wo es dem natürlichen Herzen ein Opfer kostet. In einer Welt der Sünde und der Versuchung, in einem Leibe des

Fleisches und der Schwachheit ist es nicht immer leicht, ja kostet es oft heilige Energie des Glaubens und des Gebets, den erkannten Willen Gottes treu und tapfer zu erfüllen.

Doch noch schwerer als das Thun, geht uns das Erleiden, das Ertragen, das Geschehen des Willens Gottes an uns. Ist erst das Herz für Gottes Sache begeistert, so ist die Arbeit in seinem Dienste eine Lust, eine Freude. Auch die Schwierigkeiten erwecken dann eher Mut als Verzagtheit, wie wir das an Paulus sehen. Aber Gottes Willen an uns geschehen lassen, wenn er mit dem unsrigen nicht ganz zusammenklingt, wenn er ganz anders lautet als wir wünschen möchten, — wenn er, anstatt zu froher Arbeit, uns ins tiefe Leiden führt; anstatt unsern Lauf zu fördern, uns in demütigende Niederlagen fallen läßt; ach, dann geht es so schwer, glaubensvoll zu beten, dein Wille geschehe!

Es giebt kaum eine andere Wahrheit im Worte Gottes, deren praktische Aneignung uns so schwer fällt, wie diese: „Wir müssen durch viel Trübsal ins Reich Gottes eingehen" (Apstlg. 14, 22). Mit großer Offenheit hat der Herr selbst den Seinen wiederholt dargelegt, daß ihr Weg auf Erden ein Weg des Kreuzes, der Angst sein werde. In unserer Zeit aber bürgert sich bei den Gläubigen mehr und mehr der verkehrte Sinn ein, daß Gottes Gnade und Güte sich vor allem in äußerem Wohlergehen an uns erweisen soll. Geht äußerlich alles wohl, so fühlt man sich bei Gott in Gnaden und hält sich für besonders gesegnet. Kommt aber Trübsal und Kreuz, so seufzt, jammert, klagt man und verfällt bald in Zweifel, ob überhaupt Gott sich um uns kümmere, oder ob man nicht unter seiner Ungnade stehe. Wie wenig verstehen wir doch das Wort Gottes, seine deutliche Lehre über diesen Punkt, sowie die vielen Beispiele und Vorbilder.

Um nur eins anzuführen. Paulus wird nach viel ausgestandenen Leiden in Kleinasien durch eine besondere Erscheinung nach Europa, nach Macedonien herübergerufen.

Er hätte denken können, — und wir hätten wohl so gedacht, — daß, wo der Herr so augenscheinlich den Weg zeigt, da werde er auch freie Bahn machen, werde alle Hindernisse beseitigen und Raum zu langer, gesegneter Arbeit geben. Kaum aber war Paulus einige Wochen in Philippi, kaum hat er die Arbeit begonnen und einige Seelen dem Herrn gewonnen, so erhob sich auch hier der wilde Sturm. Er wird geschlagen, gefesselt, ins Gefängnis gelegt, die Füße in den Stock geschraubt! Wie, hätte er fragen können, kann denn Europa evangelisiert werden, wenn ich im Gefängnis liege? Kann denn auch das des Herrn Wille sein? So fragte und klagte Paulus aber nicht. Er betete und dankte: „Um Mitternacht aber beteten Paulus und Silas und lobten Gott" (Apstlg. 16, 25). Das Wohlgefallen des Herrn an seinen Knechten und an ihrer freudigen Ergebung in seinen heiligen Willen ließ sich dann auch alsbald erkennen an der erschütternden Antwort des Erdbebens und an der köstlichen Frucht der Bekehrung des Kerkermeisters. Paulus hatte das Vaterunser beten gelernt. Er verstand den Inhalt der dritten Bitte: Dein Wille geschehe. Er betete sie freudig, auch wo seines Herrn Wille ihm nur Dornen, nur Trübsal, nur Leiden, nur Verbrecherbehandlung bestimmte. — Wie weit sind wir nachgeborne, verweichlichte Christen doch davon entfernt!

Lasset uns aber auch diese Bitte wieder in Wahrheit beten lernen! Lasset uns die fleischliche Leidensscheu auf den Opferaltar legen. Lasset uns das ungöttliche Mißtrauen in Gottes Willen, die geheime Angst vor Gott, als könnte er hart gegen uns sein, betend überwinden.

Lasset uns um völliges Vertrauen in den Willen unseres Vaters, um freudige Ergebung in seine Führung, um wirkliches und ganzes Einverständnis mit seinem weisen Rate flehen. Lasset uns im Geist und in der Wahrheit beten lernen: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst“; „Dein Wille geschehe!“

---

5. Unser tägliches Brot gieb uns heute.

Mit dieser Bitte geht der Herr über zu unseren persönlichen Bedürfnissen und erlaubt uns in herablassendem Erbarmen, zuerst unsere leiblichen Sorgen vor Gott kund werden zu lassen. Aber wie kurz und wie einfach stellt der Herr diese Bitte hin. Wie ganz anders schaut doch der Herr und Gottes Wort unsere irdischen Bedürfnisse an als wir! Uns erscheint unser Erdenleben, unsere äußere Existenz so gar wichtig, und die Ewigkeit, die ewigen, realen Güter treten uns so sehr in den Hintergrund. Und doch müssen wir täglich sehen, wie rings um uns Leute unerwartet und oft plötzlich aus ihrer Erdenlaufbahn, aus allem, was sie schon erreicht hatten und was sie noch planten und erstrebten, herausgerissen und für immer von dem Schauplatz dieses Lebens hinweggeweht werden.

Denken wir uns, der Präsident der Vereinigten Staaten, oder ein Monarch Europas hätte das Recht und die Macht, jeden Tag nach seinem Gutdünken zehntausend Menschen seines Landes aus der Liste der Lebenden auszustreichen und sie widerstandslos dem Tode zu überliefern; er würde dabei ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht, Stand, Vermögen, Tüchtigkeit, Notwendigkeit für das Dasein der Menschen verfahren; er würde hier ein Kind, dort einen Jüngling, bald eine Mutter aus der Mitte ihrer Kleinen,

bald einen der Edelsten aus dem Kreise seiner Lieben, aus all seiner treuen, liebenden, sorgenden Arbeit heraus wegfegen; er würde hier alte gebrechliche Leute, die sich und anderen eine Last sind, scheinbar vergessen; dagegen dort Menschen, deren Verlust unersetzlich ist und zahllose Thränen verursacht, rücksichtslos streichen: — was würde aus solchem Lande werden? Ach, kein Mensch möchte da leben, da noch arbeiten, da noch sich für etwas interessieren. Jeden Tag würde mit Angst die Proskriptionsliste erwartet und durchlesen werden. Jeder Mensch würde sich da nach einem Lande der Freiheit, des Friedens, des Lebens sehnen. Und doch, — ist nicht die ganze Erde ein solches Todesland? Handelt nicht der souveräne Gott Tag für Tag so unter den Menschen?

Oder denken wir uns, ein Monarch würde in einer Verbrecherkolonie proklamieren lassen: wer pünktlichen Gehorsam gegen seinen Willen an den Tag lege, werde nicht nur bald begnadigt und befreit, sondern in Ehren und Würden eingesetzt, mit Fürstentümern und Herrschaften beschenkt werden. Wie würden doch da die Sträflinge ihrem Gebieter zu Gefallen leben! — Nun, was ist die Erde anders, als eine große Verbrecherkolonie? Was thut der souveräne Gott seit achtzehnhundert Jahren anders, als Gnade proklamieren lassen mit hohen, herrlichen, königlichen Verheißungen? und wie verhalten sich die Menschen dazu? Ach, nur wenige glauben ihrem Gott; nur wenige sehnen sich nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Die meisten bleiben gern in der Gefangenschaft, kleben an ihrer Scholle, suchen sich in der Fremde eine vergängliche Heimat, ein gemütliches Dasein, ein irdisches, größeres oder kleineres Reich, viel „tägliches Brot" für Kinder und Kindeskinder zu erwerben, — manche ohne Gott, wider Gott, andere betend mit Gott; aber diese doch oft so, daß ihnen am Irdischen mehr liegt als billig ist. Das ist nicht nach Jesu Sinn!

Was aber ist in dieser Bitte nach Jesu Sinn? An was dürfen wir denken, was dürfen wir wollen, wenn wir diese Bitte aussprechen? Da müssen wir vor allem sagen, daß auf Erden Gebet und Arbeit zusammengehören und innerlich verbunden sind. Wir sollen nur um das beten, um was wir arbeiten dürfen; und wir sollen nur um das arbeiten, um was wir beten dürfen. Das muß uns klar werden, wenn wir ein wenig über diese Bitte nachdenken, in der jedes einzelne Wort heilige Bedeutung für uns hat, uns korrigiert, mahnt, straft und tröstet.

„Was heißt denn täglich Brot?" Auf diese Frage hat bekanntlich Luther die Erklärung gegeben: „Alles was zur Leibes Nahrung und Notdurft gehört, als Essen, Trinken, Kleider, Schuhe, Haus, Hof, Aecker, Vieh, Geld, Gut, fromm Gemahl, fromme Kinder, fromm Gesinde, fromme und getreue Oberherren, gut Regiment, gut Wetter, Friede, Gesundheit, Zucht, Ehre, gute Freunde, getreue Nachbarn und dergleichen." — Allerdings. Alle unsere notwendigen Lebensbedürfnisse faßt der Herr hier mit dem täglichen Brot zusammen. Wir dürfen abends, wenn wir uns schlafen legen und das eigentliche Brot tagsüber empfangen haben, doch noch diese Bitte beten, des Genossenen dankbar gedenken, und um gesunden, stärkenden Schlaf, des Herrn gnädigen Schutz für die Nacht und vieles andere bitten. Wir dürfen an den Sonnenschein, der nach langem Regen und an den Regen, der nach langer Trockenheit nötig ist, gedenken. Und wenn dann der gnädige Gott an einem Sonntag einen erquickenden Regen sendet und das Herz des Landmanns mit dankbarer Freude erfüllt, so soll der Städter, dem dadurch eine Lustpartie verdorben wird, nicht murren, sondern danken, weil Gott damit des Landmanns Bitten ums tägliche Brot erhört hat. Wir dürfen in diese Bitte alle unsere und der Menschheit äußere Anliegen hineinlegen

und sie vor Gott kund werden lassen. Ja, auch an unser Vieh dürfen wir denken. Ich kannte vor vielen Jahren einen Knaben, der nie seines Vaters Kuhstall abends zuriegelte, ohne auch den lieben Gott zu bitten, er möge seine zwei lieben Kühlein segnen. Der Bube hatte Luthers Gedanken verstanden, ja er hatte noch mehr in dieser Bitte gefunden, als Luther angedeutet hatte: er betete täglich auf seinem Schulwege, der liebe Gott möge ihn im Lernen segnen und vor des Lehrers Stock schützen. Und er wurde erhört. Wenn oft zwanzig Kameraden in der Klasse Hiebe bekamen, so ging er, der verzagte Knabe, nicht nur stets leer aus, sondern empfing oft ein kleines Lob, das seine Augen mit Dankesthränen füllte. Niemand kannte sein stilles Geheimnis. — „Alle eure Sorgen werfet auf ihn, denn er sorget für euch."

Sodann scheint mir aber doch, daß Luther in seiner Weitherzigkeit etwas zu weit gegangen sei, wenigstens von vielen mißverstanden werde. So ohne weiteres um „Geld und Gut, Haus und Hof" zu bitten, scheint mir nicht notwendig aus des Herrn Wort hervorzugehen. Es heißt eben doch, unser tägliches Brot gieb uns heute, und nicht: unsere Wünsche und Bedürfnisse stille uns für alle Zukunft. Hätte der Herr sich so ausgedrückt, dann könnte jeder eben an seine persönlichen Bedürfnisse, wie sie ihm nach Gewohnheit, Stand und Wunsch nötig erscheinen, denken. Ein Haus, natürlich ein eigenes, ein schönes, — warum nicht ein Schloß! Ein Gut, natürlich ein großes, — warum nicht ein Rittergut! Vieh, darunter natürlich Pferde, hübsche Pferde, mit prächtiger Equipage! Geld, natürlich viel! Was gehört, zumal in unserer Zeit, nicht zu den Bedürfnissen mancher Menschen!

Wem der Herr in seiner Güte solches schenkt, wem er mehr giebt als er absolut nötig hat, der möge doch wachen, daß sein Herz nicht davon gefangen genommen werde; der möge das Wörtlein „unser" nicht übersehen,

sondern sich vor allem als Haushalter über Gottes Güter betrachten, nach Luc. 16. Nur mit dieser Gesinnung ist der irdische Besitz ein Segen. Jede andere Gesinnung verkehrt Gottes Gedanken darüber. „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden.“ „Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet ihm genügen.“ „So wir Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns begnügen.“

Die vierte Bitte giebt uns eine Lektion der Bescheidenheit. Sie bestätigt damit die Grundanschauung des Herrn vom irdischen Gut, von unsern Bedürfnissen, von unserem Erdenleben überhaupt. Als Gäste und Fremdlinge hinieden, als Bürger des ewigen Gottesreiches dürfen wir um das Notwendige für unser Leben bitten; aber auch nur um das. Für weiteres haben wir aus Jesu Mund keine Berechtigung, im Gegenteil — allerlei Warnung. Und wir werden gewiß alle, sobald wir diese Erde verlassen haben, erkennen, wie weise, wie heilig und göttlich des Herrn Gedanken und wie unweise und unhimmlisch unsere Ansichten über die irdischen Güter waren. Lassen wir doch durch Jesu Geist unsere Gesinnung in dieser Sache mehr und mehr korrigieren, wir werden es einst gewiß nicht bereuen. Ausdrücke und Redensarten, wie sie jetzt allerwärts, unter Christen und Ungläubigen unterschiedslos gehen: „Ich habe mein Auskommen“; „Ich bin versorgt“; „Es ist eine rechte Familie“; „Es ist eine gute Familie“; „Es ist eben eine „mésalliance“ (ungleiche Heirat), — alles nur in Bezug aufs Geld und nicht in Rücksicht aufs Herz, auf Glauben, auf das Himmelreich, — bekunden eine Gesinnung, die nicht nach Jesu Geist und Sinn ist. Wo aber findet man Christen, die von solcher Gesinnung nicht angesteckt wären? Der Stand, das Vermögen, die Ehre, kurz das bessere tägliche Brot bestimmt die Bekanntschaft, den Umgang, die Freundschaft, die Liebe der Men-

schen, der Christen unter einander, und das Göttliche, die himmlische Würde der Menschen zählt nicht, findet keine Rücksicht, wenn sie nicht in irdischem Schein, in viel täglich Brot eingehüllt ist.

Das tägliche Brot, ob es uns im Ueberfluß oder in bescheidener Dürftigkeit gereicht wird, ist eine Gabe Gottes. Das geht dem natürlichen Menschen schwer zu begreifen. Der Schein spricht dagegen. Der Fleißige hat mehr als der Faule, der Geschickte kommt weiter als der Ungeschickte. Daher fällt es auch vielen strebsamen Menschen nicht ein, Gott um ihr tägliches Brot anzurufen, oder wenn sie es empfangen, dafür zu danken. Sie meinen, von ihnen hänge es ab, sie verdienen es ja, sie arbeiten darum. Ihr Witz, ihre Klugheit, ihre Kraft liefert ja zunächst das Resultat. Natürlich; — aber Gott ist eben ein Gott der Ordnung. Er bindet seinen Segen an unsern Willen, an unsere Treue, an unsere Arbeit. Er aber giebt die Arbeit, er giebt die Gesundheit, die Kraft, den Verstand sie zu thun und segnet das Resultat. Wie weit sind doch viele Christen darin vom göttlichen Standpunkt abgekommen! Ein gescheites Kind, das in der Schule vorwärts kommt, nennen wir zwar ein begabtes Kind und geben damit zu verstehen, daß sein Verstand eine Gabe Gottes ist; aber wir thun zugleich so und gewöhnen das Kind von frühe an, so zu denken, als ob das allein sein Verdienst wäre, und anstatt es zum Dank gegen Gott und zur Teilnahme, zum Mitleid für die weniger begabten Genossen aufzufordern, helfen wir von frühe an den undankbaren Hochmut, die Selbstvergötterung ins Herz pflanzen und groß ziehen.

Der Landmann hat im ganzen noch am meisten Verständnis dafür. Er weiß eben aus schwerer Erfahrung, daß wenn er auch alles gethan, seine Felder gut bestellt, seinen Samen reichlich ausgestreut hat, ihm das noch keine Garantie für eine lohnende Ernte giebt, daß ohne

Sonnenschein und Regen, ohne Gottes gnädigen Schutz und Segen all seine Mühe fruchtlos ist. Warum geht es den andern, den Städtern, den Handwerkern so schwer, das gleich gut zu begreifen? Sie sind ja nicht in besserer Lage. Auch sie können täglich erfahren, daß an Gottes Segen alles gelegen ist. Oft ist Arbeit die Fülle vorhanden, und du kannst sie nicht thun, weil du krank bist; oft bist du gesund und arbeitstüchtig, aber niemand hat Beschäftigung und Verdienst für dich. Die Arbeit ist eine Gabe Gottes und die Arbeitsfähigkeit ist sein Geschenk. Durch diese beiden Gaben reicht er uns die Gabe des täglichen Brotes. Wer Arbeit hat, sie thun könnte, sie aber nicht thun mag, der kann sein Gebet ums tägliche Brot sparen. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“ Wer Arbeit hat, sie gerne thut, der soll dabei um sein tägliches Brot bitten, soll bitten, daß er die Arbeit thun könne, thun dürfe und daß Gott sein Thun segne.

Mit dem „heute“ in der vierten Bitte giebt uns der Herr eine Lektion des Glaubens. Und die ist am wenigsten nach dem Geschmacke unserer heutigen Christen. Für einen Tag nur sollen wir sorgen und bitten. Die Zukunft sollen und dürfen wir vertrauensvoll unserem Vater im Himmel überlassen. Die sonstigen Ermahnungen des Herrn, die diese Bitte bestätigen und erklären, sind außerordentlich lieblich und trostvoll. „Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet. Ist nicht das Leben mehr denn die Speise? und der Leib mehr denn die Kleidung? Sehet die Vögel unter dem Himmel an; sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?“ „Nun aber sind auch die Haare auf eurem Haupte alle gezählet; darum fürchtet euch nicht, ihr seid besser denn viele Sperlinge.“ Schon im Alten

Testamente, beim Durchzug durch die Wüste hat der Herr seinem Volke eine merkwürdige, für alle Zeiten bedeutungsvolle Lektion gegeben, die besonders von uns Christen mehr beherzigt werden sollte: „Und die Kinder Israel thaten also und sammelten (Manna), einer viel, der andere wenig. Aber da man es mit dem Gomer maß, fand der nicht darüber, der viel gesammelt hatte, und der nicht darunter, der wenig gesammelt hatte, sondern ein jeglicher hatte, so viel er für sich essen mochte. Und Mose sprach zu ihnen: Niemand lasse davon etwas übrig bis morgen. Aber sie gehorchten Mose nicht. Und etliche ließen davon übrig bis morgen; da wuchsen Würmer darinnen und ward stinkend" (2 Mose 16, 17—19). Man kann nicht deutlicher die vierte Bitte mit ihrem „heute" illustrieren, als es hier von Gott gethan wurde.

Wir sind alle zum Reichtum geschaffen, denn niemand ist gerne arm, niemand liebt den Mangel; dieses Gefühl gehört zu unserm Wesen, ist uns anerschaffen, ist von Gott. Unser Gott wird auch diesen Durst nach Reichtum stillen, er hat es verheißen. Er hat kein Bedürfnis in die menschliche Natur gelegt, das er nicht befriedigen könnte und wollte. Aber nicht in der Fremde, sondern im Vaterhause will er es thun. Dort sollen wir, dort können wir reich werden; dort sollen wir uns Schätze sammeln, die uns ewig bleiben. „Suchet was droben ist, da Christus ist." „Es ist aber ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet ihm genügen."

So wollen wir denn unseres Herrn Gedanken verstehen lernen, wollen Genügsamkeit von ihm lernen, vertrauensvoll ihn um das Nötige bitten, dann wird sich gewiß auch an uns erweisen, was sich einst an seinen Jüngern erwies: „Habt ihr je Mangel gehabt?" „Nie keinen!"

6. Und vergieb uns unsere Schulden.

Mit den folgenden drei Bitten geht der Herr über zu unseren inneren, ewigen Bedürfnissen. Als erstes und dringendstes nennt er uns die Vergebung unserer Sünden, die Befreiung von unserer Schuld.

Kein Menschenleben ist ohne Schuld, denn keines ist ohne Fehler. In allen andern Stücken mögen die Menschen sich von einander unterscheiden, in diesem Stücke sind sie alle gleich. „Da ist keiner der Gutes thue, auch nicht einer." Unberechenbar groß ist die Summe der menschlichen Verschuldung vor dem heiligen Gott. Erdrückend lastet sie auf der Menschheit und auf jedem einzelnen Gewissen. Sie ist das große Unglück unseres Geschlechtes, das Unglück jedes einzelnen. Keine Anstrengung, keine Kunst, keine Macht der Menschen war im stande, dieses Unglück zu beseitigen. Wohl haben die Menschen Anstrengungen gemacht, denn sie fühlten und fühlen allerwärts die schwere Last. Auch die Heiden wissen, daß das Unglück der Menschen aus der Sündenschuld stammt.

Ergreifend sind die Klagen, die sich durch die Schriften der edelsten Heiden, der alten Griechen und Römer, hindurchziehen. Der Mensch allein, sagen sie, begrüßt den Tag seiner Geburt mit Weinen und Thränen. Wer ein Liebling der Götter sei, sterbe in der Jugend. Als Böse leben wir unter Bösen. Die Besten trauern über die tiefe Zerrissenheit, über die unheilbare Krankheit des menschlichen Wesens. Unglaubliche Anstrengungen machen die Menschen bis auf den heutigen Tag, ihre Schuld zu sühnen. Man denke nur an die Büßungen und Kasteiungen der Inder, an die heidnischen Menschenopfer von alters her, an die Geißler und Büßer des Mittelalters.

Ueberall hören wir den Notschrei der Menschheit unter ihrer Schuld.

In Israel kam dasselbe Gefühl zu mächtigem Ausdruck. Dieses Volk stand unter des heiligen Gottes Erziehung, daher auch sein Schuldgefühl es nicht verleitete zu äußerlichen Büßungen, sondern es hinführte zur wahren Buße des Herzens, zur göttlichen Traurigkeit. Unübertroffen bis heute, sind die Bußgebete der Israeliten, eines Jakob, eines David, eines Daniel und vieler anderer.

Unser christliches Geschlecht leidet an vielem, am meisten aber wohl an der rechten Tiefe des Schuldbewußtseins und deshalb an der rechten Buße. Unsere Christen verkennen zu sehr, daß die Sünde ein Zustand in uns ist und es sich nicht bloß um einzelne sündige Thaten handelt. Wer sich nicht grober Sünden anzuklagen hat, glaubt auch der Buße weniger zu bedürfen. So mußte schon der Herr den Pharisäern, die in gleicher Gesinnung standen, sagen: „Die Hurer und Ehebrecher werden eher ins Reich Gottes kommen denn ihr.“ Leichthin trösten sich viele Christen in ihrer Selbstgerechtigkeit und kommen deshalb auch bis zum Sterbebette nie zu rechtem Frieden. Das verschuldete Gewissen macht sie unruhig, und friedlos schleppen sie die schwerste Last des Lebens, ihre Schuld, bis zum Grabe fort.

Woher kommt all der Zwiespalt, all die Unzufriedenheit, all das Unglück, all die Traurigkeit der einzelnen Menschen und der Familien? Es hat seinen tiefsten Grund in der unvergebenen Schuld. In dem Maße, als der Mensch, als die Glieder einer Familie Vergebung ihrer Schuld besitzen, wird auch Friede und Harmonie, Wohlsein und Glück bei ihnen einkehren, — welches immer die äußeren Verhältnisse ihres Lebens sein mögen. Nicht unsere äußeren Umstände bedingen das Glück unseres Lebens, sondern unsere Stellung zu Gott.

Das höchste Bedürfnis, die absolute Notwendigkeit für jeden Menschen ist, daß er aus seiner Schuldverhaftung vor Gott befreit werde. Wie das tägliche Brot für unsern Leib, so notwendig ist das für das Leben und die Gesundheit unserer Seele. Nicht nur für die Ewigkeit, nicht nur für ein seliges Sterben brauchen wir die Befreiung von dieser Schuld, sondern auch unser irdisches Lebensglück hängt davon ab. Es giebt auf Erden kein wahres Glück, so sehr auch alle äußeren Bedingungen dazu vorhanden sein mögen, so lange der Mensch nicht ausgesöhnt ist mit dem heiligen Gott und sein Gewissen nicht entlastet ist von dem geheimen Druck der Schuld.

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Wie können wir aber von diesem Uebel befreit werden? Wo liegt die Möglichkeit?

Bei Gott allein. „Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich." „Was dem Gesetz unmöglich war, das that Gott und sandte seinen Sohn." „Er hat Den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt." „Thut Buße und glaubet an das Evangelium." „Wer an ihn glaubt, der ist gerecht." — Buße und Glauben von unserer Seite, Vergebung von Gottes Seite, das ist der einzige Weg.

Nicht durch Vergessen oder Vertuschen unserer Sünde, nicht dadurch, daß wir unser Leben später sittlich bessern, wird unsere Schuld aufgehoben, sondern durch eine Gnadenthat des barmherzigen Gottes. Täuschen wir uns jedoch nicht. Nicht so geht es zu, wie der Liberalismus unserer Zeit es predigt, und wie viel tausend Menschen oft unbewußt es meinen, — daß Gott schließlich in seiner großen Güte jedem ohne weiteres seine Schuld schenken werde, wenn sie ihm nur einigermaßen leid sei.

Nein, jede Schuld bedarf der Sühne vor dem heiligen Gott. Und nur, wer das große Sühnopfer, das Gott in Christo auf Golgatha gebracht hat, im Glauben für sich erfaßt, erlangt Vergebung. Christus konnte uns die Bitte in den Mund legen: „Vergieb uns unsere Schulden", weil er als das Lamm Gottes die Sünden auf sich nahm und sie sühnte. Auf dieser That ruht die Vergebung. Nur in Christo kann Gott vergeben. Auf diese Gnadenthat muß sich jeder berufen, der Vergebung begehrt. Das ist der einzige Weg der Möglichkeit. Es ist ein sicherer Weg, weil es der Weg Gottes ist.

Ist die Sündenvergebung das höchste und notwendigste Gut der Menschheit, ohne das kein Menschenleben in Zeit und Ewigkeit zur Ruhe kommt, und hat uns Gott einen so leichten, gnädigen Weg dazu geoffenbart, so ist es doch überaus schmerzlich zu sehen, wie wenige Menschen diesen Weg einschlagen und in den Stand der Vergebung, der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes gelangen. Viel mehr als man glaubt, herrscht bei den Christen unserer Zeit Unsicherheit und Ungewißheit in Bezug auf ihren Gnadenstand. Nach ihrem Gefühl oder nach ihrem Grad der Heiligung beurteilen sie ihre Hoffnung auf Seligkeit. Damit aber kommen sie nie innerlich zum Frieden und werden ihres Glaubens nie recht froh.

Es gilt daher für jeden, damit Ernst zu machen, daß er den Grund seines Heils nicht in sich suche, sondern in der Erlösungsthat dessen, der für Gottlose gestorben ist. Diese That kann nicht umgestoßen werden, auch nicht durch die uns noch anklebenden Schwachheiten. Diese sollen wir zwar nicht übersehen. Wir sollen sie mehr und mehr durch Gebet und heiligen Gehorsam zu überwinden suchen. Wir sollen auch täglich, wie ums Brot, so um Vergebung dieser Schwachheitssünden bitten. Aber wir sollen nicht unsere Seligkeit von unserem Stand der Heiligkeit abhängig machen. Unsere Seligkeit ruht auf

besserem Grunde. „Wer gebadet ist“, sagt der Heiland, „der bedarf nichts, denn die Füße zu waschen, sondern er ist ganz rein.“ Damit will uns der Herr sagen: Wer einmal durch Buße und Glauben ein Gotteskind geworden ist, der hat zwar täglich für allerlei Befleckungen wieder Reinigung zu suchen, aber im Grunde seines Wesens ist er rein und gehört dem Herrn an.

Als ich vor einiger Zeit ein frommes sterbendes Glied meiner Gemeinde besuchte, sagte es mir im Verlauf des Gesprächs: „Ja, ich hoffe, es wird langen“, — nämlich zum Eingang in den Himmel. Ich war tief betrübt über dieses Wort aus dem Munde dieses Menschen, und führe es hier an, weil es die Unsicherheit und Unklarheit vieler Christen so deutlich bestätigt, und weil ich weiß, daß viele tausend Christen geradeso stehen. Nie wird es langen, wenn wir auf uns sehen. Ueberschwenglich aber wird es langen, wenn wir auf das Verdienst dessen uns gründen, „der mit einem Opfer in Ewigkeit vollendet hat, die geheiligt werden.“ Dieser Boden giebt Freudigkeit zum Kampf wider die Sünde, Freudigkeit zum Zugang vor den Gnadenthron Gottes, Freudigkeit zum Bitten um stets neue Vergebung und Reinigung, Freudigkeit zum Leben und zum Sterben. — Es ist die höchste Gnade, die es auf Erden giebt, daß wir um Vergebung unserer Schuld bitten dürfen, und „daß wir einen Gott haben, bei dem viel Vergebung ist.“ Wir wollen daher dieses höchste Vorrecht auch recht treu benützen, um allezeit als versöhnte Kinder vor unserem Vater zu stehen. Kein anderes Interesse unseres Lebens, so legitim und wichtig es für uns sein mag, kommt ja an Wert und Bedeutung dem gleich, Vergebung der Sünden zu haben. Damit besitzen wir alles, uns selbst, unsern Gott und seine ewige Herrlichkeit. Ohne sie verlieren wir alles, uns selbst, unsern Gott und die Welt in Zeit und Ewigkeit.

Dieser Bitte allein hat der Herr eine Bedingung beigefügt: „Wie wir vergeben unsern Schuldigern.“ Um alles andere dürfen wir unbedingt bitten, um Sündenvergebung aber nur mit diesem Vorbehalt. So wichtig erschien dem Herrn dieser Gedanke, daß er am Schlusse des Vaterunsers noch einmal mit Nachdruck darauf zurückkommt mit den Worten: „Denn so ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben; wo ihr aber den Menschen ihre Fehler nicht vergebet, so wird euch euer Vater eure Fehler auch nicht vergeben.“ Auch sonst giebt der Herr oft die gleiche Ermahnung, z. B. Matth. 18, 21—35, wo er auf die Frage des Petrus, wie oft er seinem Bruder vergeben müsse, ob's genug sei siebenmal, antwortet er, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal, und dann das ernste Gleichnis von dem „Schalksknecht“ hinzufügt, das er mit den Worten schließt: „Also wird euch mein himmlischer Vater auch thun, so ihr nicht vergebet von Herzen ein jeglicher seinem Bruder seine Fehler.“ Auch die Apostel bringen die gleiche Ermahnung öfter mit Hinweisung auf das Vorbild Christi.

Was will der Herr uns mit diesem Worte sagen? Der Ernst seines Gedankens kann niemand zweifelhaft sein. Wer seinen Nebenmenschen nicht vergiebt, erlangt auch keine Vergebung bei Gott. Ja, wie das angeführte Gleichnis uns nahe legt: wer bei Gott auf sein Flehen hin schon Vergebung empfangen hat, kann derselben wieder verlustig werden durch seine Unversöhnlichkeit gegen seine Brüder. Der hohe Ernst dieser Worte des Herrn muß jedem klar sein, und muß jedes aufrichtige Herz erschüttern. Wir wollen uns daher nicht weiter dabei aufhalten.

Die Frage aber wollen wir noch kurz besprechen, wie wir zu dieser vom Herrn geforderten Versöhnlichkeit kommen können?

Wer sein eigenes Herz kennt, der weiß auch, daß das zum Schwersten für uns gehört, was hier der Herr von

uns verlangt. Und kaum wird es einen Christen geben, der nicht schon in dem Fehler stand, daß er Gott um Verzeihung seiner großen Schuld bat, während er zugleich gegen einen Menschen wegen irgend eines geringen Vergehens ein unversöhnliches oder bitteres Gefühl im Herzen trug. Das kann einem hintennach leid thun; man kann in anderen feierlichen Stunden seine früher begangene Hartherzigkeit bedauern — aber wenn die Beleidigung oder Beschädigung oder Verfolgung über einen hereinbricht, so ist meistens der alte Mensch mächtiger als der neue. Das soll aber nicht so bleiben. Das ist nicht nach Jesu Sinn. Das schädigt uns vor Gott. Und wem es ernst ist, seinem Herrn auch hierin zu gefallen und seinen Willen zu thun, dem gebe ich folgende Ratschläge:

1) Verwandle diese Bedingung in eine Bitte. Wenn du das Vaterunser betest und fürchtest dich vor deinem noch ungeheiligten und schwachen Herzen, so sage dem Herrn offen, du wollest ein versöhnlicher Mensch sein, du möchtest gerne „segnen können, die dir fluchen, wohlthun denen, die dich beleidigen"; Er möge durch seinen heiligen Geist dir dazu helfen, daß jede bittere Wurzel aus deinem Herzen entfernt werde.

2) Gewöhne dir an, alles aus Gottes Hand anzunehmen, auch das, das dir durch Menschen zustößt. Denke daran, daß der Herr dich üben will auch in dieser schwersten Tugend und daß die Menschen in seiner Hand nur Werkzeuge sind. Benützt er sie zu deiner Züchtigung, Prüfung und Erziehung, so sollst du nicht der Rute zürnen, sondern an den denken, der sie führt und der damit dein Bestes will. Das hilft vieles verschmerzen, und macht es leicht, auch für die Feinde zu beten.

3) Vergessen wir nie, daß die Schuld, die wir vor Gott kontrahiert haben und um deren Schenkung wir bitten, sich zu der Schuld, die Menschen gegen uns begangen haben können, verhält wie zehntausend Pfund zu

hundert Groschen. So schlägt der Herr diese Verschuldungen an, und seine Rechnung ist jedenfalls die richtige, wenn wir sie auch nicht immer verstehen. (Matth. 18, 24. 28.)

---

7. Führe uns nicht in Versuchung.

Die vorhergehende, fünfte Bitte blickt rückwärts; diese sechste dagegen in die Zukunft. Wohl ist die Vergebung unserer Sünde und Schuld das erste, wichtigste Bedürfnis für unsern inwendigen Menschen und für unser Verhältnis zu Gott, aber es ist nicht das einzige. Ist dieser Boden gewonnen, so gilt es ihn zu verteidigen und zu bewahren. Das ist der Zweck dieser sechsten Bitte. Sie enthält vor allem im Munde des Beters ein Bekenntnis seiner Schwachheit und Hilflosigkeit. „Schaffet eure Seligkeit mit Furcht und Zittern", schreibt Paulus an seine Philipper, die er doch seine Freude und Krone nennt. Er will sie damit aufmerksam machen, daß es nun, nachdem sie Vergebung und Reinigung von Sünden empfangen haben, den Kampf des Glaubens und der Heiligung zu kämpfen gelte; daß sie, solange sie noch auf dieser Erde leben, von Feinden ihrer Seligkeit umgeben, versucht und bedroht sein werden.

Was haben wir unter der Versuchung zu verstehen? Jakobus sagt Kap. 1, 13: „Niemand sage, wenn er versucht wird, daß er von Gott versucht werde. Denn Gott ist nicht ein Versucher zum Bösen, er versucht niemand." Und doch sagt der Herr: „Führe uns nicht in Versuchung." Auch heißt es wiederholt in der heil. Schrift: „Gott versuchte den Abraham", „Gott versuchte das Volk Israel." Es liegt hier jedenfalls ein Geheimnis, das wir nie ganz durchschauen können. Gott versucht den Menschen, aber nicht zum Bösen. Der Teufel versucht uns und wird geradezu der Versucher genannt. Es wäre

nicht ganz richtig, wenn wir sagen würden, Gott lasse die Versuchung zu, und der Teufel führe sie aus, obgleich das in den meisten, wenn auch nicht in allen Fällen das richtige sein wird. Je nachdem wir die Versuchung anschauen, hat sie auch einen andern Charakter.

Von seiten Gottes soll sie uns ein Segen werden. Sie bezweckt unsere Prüfung, Läuterung, Bewährung. Das Gold unseres inwendigen Menschen soll im Feuer gereinigt und geläutert werden. Die Versuchung ist da gleichsam ein Examen, in welchem uns selbst unser innerer Zustand offenbar werden soll; wo wir unserer inneren Schwachheit oder Kraft, unseres Fortschrittes oder Rückganges bewußt werden und die etwaigen Gefahren erkennen sollen, die uns bedrohen. So war es bei Abraham, Joseph, David und anderen. Die Versuchung, von dieser Seite betrachtet, kann auch noch, wie bei Hiob, den Zweck der Verherrlichung Gottes vor Engeln und Menschen und den der richtenden Ueberführung der Macht der Finsternis haben. Und da muß sie ja für den versuchten und geprüften Menschen einen Segen enthalten und einen heiligen Erwerb eintragen.

Aber der Teufel mischt sich darein. Und von diesem Gesichtspunkte aus die Versuchung angeschaut, bietet sie uns eine überaus ernste Seite dar. Der Teufel will nicht was Gott will. Er will Gottes Erziehungsplan mit dem Menschen verderben. Er will nicht unsere Bewährung und Stärkung, sondern unsern Fall und Untergang. Seine Lust ist, den Menschen zu reizen, daß er Gottes Gebote mißachtet, sein Herz der Welt und der Sünde öffnet, sich dem Teufel zu willen giebt. Um diesen Zweck zu erreichen, benützt er alles, was uns umgiebt. Unter dem Einfluß des Versuchers kann uns schlechthin alles zur Versuchung werden: Reichtum und Armut, Ehre und Schmach, Glück und Unglück, Essen und Trinken, Arbeit und Ruhe; dein Verstand, dein Wissen, dein Auge und Ohr, deine Eltern oder dein Kind, — kurz Edles wie Gemeines, Erlaubtes

wie Verbotenes. Alles kann und alles sucht der Böse zu benützen, dein Herz von Gott abzuziehen, dich für anderes zu interessieren, zu gewinnen, zu binden und dich unter Gottes Mißfallen und Gericht zu bringen. „Er geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge.“ Daß uns die uns umgebende Welt, daß uns Gottes Gaben, daß uns unser eigenes Wesen nicht zur Sünde werde; daß vielmehr alles, was Gott uns zum Segen bestimmt, uns auch wirklich zum Segen und Heil gereiche, — darum sollen wir bitten in diesem Gebet.

Läßt Gott die Versuchung zu, so hat er auch damit einen Zweck des Heils für uns. Der Herr hat gesagt, es müsse alles offenbar werden. Das wird einst geschehen im Gericht. Es soll aber hier schon uns selbst offenbar werden, was in uns ist. Wir müssen uns selbst erkennen. Das kann auf zweierlei Weise geschehen. Einmal dadurch, daß wir Gottes Wort auf unser Gewissen wirken lassen, unser Herz uns aufdecken, unsere Fehler uns ins Angesicht stellen, uns demütigen und durchrichten lassen. Das ist der Wille des Herrn mit einem jeden. Durch seine Güte sollen wir uns zur Buße leiten und zu ihm ziehen lassen. Auf diesem Wege allein wurde der Apostel Johannes was er war: ein Liebling, ein Freund Jesu. Bei ihm waren die Stürme und Gefahren der Versuchung nicht nötig. Daß sie auch bei uns nicht nötig seien, daß wir uns vielmehr durch Jesu Wort und Geist heiligen lassen, — das soll der Gegenstand unseres Gebetes sein. Lassen wir uns aber auf diesem freundlichen Wege nicht erziehen, bleiben wir bei aller Liebe zum Herrn in irgend einem Ungehorsam gegen sein Wort, lassen wir unsern bösen Grund des Herzens uns nicht aufdecken, so muß die Versuchung es thun, wie bei Petrus. Dieser edle Jünger ließ sich durch alles freundliche und ernste Reden seines Herrn nicht von seinem Selbstvertrauen heilen, auch dann nicht, als ihm der Herr wenige Stunden zuvor

seinen tiefen Fall vorhersagte. Nur die Versuchung der Macht der Finsternis konnte das noch zu stande bringen. Darum ließ auch der Herr die Versuchung über ihn zu und betete nur für ihn, daß sein Glaube nicht aufhöre, daß er hintennach, wenn auch tief verwundet, wieder aufstehe.

Wie viel Schmerz, wie viel äußeres und inneres Weh könnten wir uns ersparen, wenn wir uns gehorsamer und kindlicher Jesu Wort und Geist hingeben würden!

Nicht jede Versuchung liefert aber ein so göttliches Resultat wie bei Petrus. Judas ist dafür ein erschütterndes Beispiel. Auch er ließ sich nicht durch Jesu Wort den bösen Grund seines Herzens aufdecken und sich heiligen. Die Versuchung durfte ihn anfallen, immer wieder. Er gewöhnte sich daran und blieb bei seiner Sünde, und sie brachte ihm den Untergang. Auch er hat aus dem Munde Jesu das Vaterunser gehört mit der Bitte: „Führe uns nicht in Versuchung!“ Doch er betete sie nicht, oder doch nicht ernstlich genug. Er betete sie wohl so, wie sie heute von vielen tausend Christen gebetet wird, die sie nicht verstehen, nicht verstehen wollen, nicht über ihren Ernst nachdenken, weil sie sonst der Versuchung aus dem Wege gehen müßten. Das Herz aber will in der Sünde bleiben, wenigstens in der kleinen, unscheinbaren Lieblingssünde.

„Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung (Versuchung) fallet“, sagt der Herr zu *seinen Jüngern*. Möge er doch durch seinen heiligen Geist seiner Gemeinde dieses Wort wieder recht lebendig machen! Möge er uns wieder *beten* lehren und uns *wachsam* machen. In dem Maße als wir über uns *wachen*, und uns selbst und unsern Feind erkennen, wird auch unser Gebet ein ernsteres, wahreres, wirksameres werden. Wir *überschätzen* uns und *unterschätzen* unsern Feind und unsere Gefahr. Lasset uns aufwachen. Lasset uns *ringen* darnach, durch die enge Pforte einzugehen und auf dem

schmalen Wege zu bleiben. Es handelt sich um ein ewiges Gut, um ewigen Gewinn oder Verlust. „Das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalt thun, die reißen es an sich.“

8. Erlöse uns von dem Bösen (Uebel).

Luther hat übersetzt: Erlöse uns von dem Uebel; die reformierte Kirche betet: Erlöse uns von dem Bösen. Viele einfache Christen legen auf diesen Unterschied einen zu großen Wert. Im griechischen Grundtext ist es nicht möglich zu erkennen, ob das betreffende Wort (πονηρός) im männlichen oder sächlichen Geschlecht steht. Es ist deshalb auch nicht zu erkennen, ob der Herr dabei an den Bösen, den Teufel dachte, oder ob er das Böse in der Welt, alles Uebel meinte. Der Unterschied ist aber von keiner großen Bedeutung. Denn alles Böse hängt zusammen und hat seinen Grund in dem Bösen, dem Teufel. Sind wir einmal vom Teufel und seinen Anläufen erlöst, so sind wir damit auch von allem Uebel befreit, und umgekehrt. Jedenfalls giebt die Uebersetzung: „Von dem Bösen“ den Grundtext am richtigsten wieder. Wir dürfen und sollen bei dieser Bitte an beides denken, an das Uebel, unter dem wir seufzen, und an den Bösen, von dem alles ausgeht.

Es ist die Bitte der Hoffnung. Die ganze Menschheit fühlt sich auf dieser Erde in einem Zustand der Unbehaglichkeit, des Widerspruchs, der Disharmonie. Kein Mensch ist mit seinem Leben ganz zufrieden, denn keiner ist ganz glücklich. Die Erde ist nicht unsere Heimat, und wer sie dazu machen will, dem verweigert sie das Heimatsrecht; sie täuscht ihn, sie betrügt ihn und endlich stößt sie ihn aus.

Unnennbar sind die Uebel, die auf der Menschheit lasten und von denen ein jeder seinen Anteil zu tragen bekommt. Außer uns tritt uns das Böse entgegen in der Welt: Krieg, Verfolgung, Mord, Diebstahl, Verleumdung, Unsittlichkeit, Untreue, Mühe, Sorge, Entbehrung, Krankheit,

Tod und viel anderes, das offen und im verborgenen geht. Das macht das Leben jedes Menschen zu einem unglücklichen. Das schmerzlichste von allem aber ist — wenigstens für den ernsten Menschen, für den Christen — der Zwiespalt im eigenen Herzen. Zur Heiligung sind wir berufen, und die Sünde klebt uns täglich an. „Das Gute, das ich will, das thue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das thue ich. Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes!“ Das ist die schmerzliche Erfahrung, die gerade den Besten nicht erspart wird.

Und hinter allem steht der Teufel mit seinen listigen Anläufen. „Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut (allein) zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel.“

Aus diesem Zustand sollen wir uns heraussehnen, denn er ist unser unwürdig. Und wer sich nicht aus demselben heraussehnt, wer damit zufrieden ist, wer sich keine bessere Welt als diese denken kann, der hat das beste Stück seines Wesens, seinen Adel verloren.

Welches ist der Zustand, in den hinein wir gerettet und erlöst werden sollen? Wer in die heilige Schrift hineinschaut und sich vergegenwärtigt, was Gott den Seinen in Aussicht stellt, der kann nicht anders als erkennen, daß gerade das es ist, was er braucht, was er vielleicht unbewußt begehrt und sucht. Eine Welt ewiger Realität, eine Heimat reinster, seliger Harmonie thut sich uns auf. Was kein Auge je gesehen von Glanz und Herrlichkeit, was nie ein Ohr gehört von seligen himmlischen Harmonien, was in keines Menschen Herz je gekommen ist von Wonne und Glück, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben. Ein neuer Himmel und eine neue Erde, wo Gerechtigkeit wohnt, wo aller Zwiespalt abgethan, wo der Tod nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen mehr sein werden: das wird

der ewige Wohnort der Erlösten sein. Und über alles: „Wir werden bei dem Herrn sein allezeit.“ Mit diesem Sehnen aus der Fremde und ihrem Weh nach jener Heimat, soll das Gebet des Gotteskindes ausklingen. „Der Herr aber wird mich erlösen von allem Uebel und mir aushelfen zu seinem himmlischen Reiche, welchem sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.“ (2 Timoth. 4, 18.)

---

9. Der Schluß.

Hat uns die siebente Bitte an den vollendeten Zustand der Erlösten erinnert, so versetzt uns der herrliche Lobpreis am Schluß des Vaterunsers in das selige Thun der Geretteten. Auch im Himmel wird noch gebetet, doch in anderer Weise als auf Erden. Der Inhalt der sieben Bitten des Vaterunsers ist dort erfüllt. Wir werden im besondern nicht mehr hungern und dürsten. Die Sünde wird abgethan, die Schuld getilgt und der Versucher auf ewig verbannt sein. „Wie den Träumenden wird dann uns sein.“ Da werden wir erst recht die hier nie genug erkannte Liebesthat Gottes, die uns errettete, würdigen und sein Erbarmen preisen. Schon hier aber sollen wir in glaubensvollem Ausblick auf jene selige Zeit einstimmen in das Triumph- und Loblied der schon Erlösten. Das will uns der Schluß des Vaterunsers nahe legen.

„Das Lamm, das erwürget ist, ist würdig zu nehmen Kraft und Reichtum und Weisheit und Stärke und Ehre und Preis und Lob“ (Offenb. 5, 12).

„Lobe den Herrn, meine Seele, und alles, was in mir ist, lobe seinen heiligen Namen; lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat; der dir alle deine Sünden vergiebt und heilet alle deine Gebrechen; der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit!“

Inhalt.

Weitere Schriften von Pfarrer Wagner-Groben
im Verlag der Missionsbuchhandlung Basel:

(Adresse für Deutschland: Missionsbuchhandlung, **Leopoldshöhe,** Baden.)

Jakobs Pilgerleben
oder
Menschliche Sünde und Gottes Erbarmen.

Siebente Auflage.

166 S. Preis brosch. Fr. 2 = Mk. 1.60. | eleg. in Lwd. geb. Fr. 3 = Mk. 2.40. m. Goldschn. Fr. 3.25 = Mk. 2.60.

„Schon daß im Laufe von 3 Jahren eine 3. Auflage nötig geworden, nachdem das Buch auch schon in französische, schwedische, dänische und englische Sprache übersetzt ist, zeugt von der überaus günstigen Aufnahme, die es weit und breit gefunden. Und mit vollem Recht. Die mit so tiefgehender Kenntnis des Menschenherzens, mit so offenem Blick für das Walten des Fingers Gottes in der Geschichte des Menschenlebens, mit so großem Freimut in der Beleuchtung der Schäden unserer Zeit, sowie mit so warmem Eifer für den Aufbau des Reiches Gottes geschriebenen Betrachtungen müssen jedes Christenherz anziehen und fesseln, besonders da sie zugleich in einer so volkstümlichen, frischen, teilweise von köstlichem Humor durchzogenen Sprache vorgelegt werden. Wegen der vielen beherzigenswerten Winke und Mahnungen an Eltern, Kinder und Dienstboten möchte das Buch sich ganz besonders eignen, christlichen Familiensinn und christliches Familienleben zu wecken und zu fördern. Möge es allen christlichen Hausvätern deshalb aufs wärmste empfohlen werden." (Schlossers Christl. Bücherschatz.)

„Ein treffliches Büchlein, so recht aus dem Leben und für das Leben geschrieben, und erwachsen aus tiefer, eigener Glaubenserfahrung und brennender Liebe, des Herrn Reich bauen zu helfen. Die Schreibweise erinnert an Funcke; sie ist treffend und packend und hält sich fern von dem Ton der gewöhnlichen Erbauungslitteratur. Wir möchten wünschen, daß das Buch von möglichst vielen gelesen werde, damit diese Fülle der ausgestreuten Samenkörner apologetischen, mahnenden, strafenden und tröstenden Inhalts eine reiche Ernte bringen. (Neue preuß. Kreuz-Zeitung.)

„Es ist dies ein liebliches, lehrreiches und gehaltvolles Buch" u. s. w. (Appenzeller Sonntagsblatt.)

„Es ist eine ebenso frische wie geistgesalbte Betrachtung der Geschichte Jakobs, die überall die hellsten Schlaglichter auf unsere Zeit und unsere Zustände fallen läßt." (Quellwasser.)

Vom Tabor bis Golgatha.
Zum Verständnis der Leidensgeschichte Jesu Christi.

Sechste Auflage.

386 S. Preis brosch. Fr. 4 = Mk. 3.20.
eleg. in Lwd. geb. Fr. 5.25 = Mk. 4.20. | m. Goldschn. Fr. 5.60 = Mk. 4.50.

„Das Buch ist ein herrliches Liebes- und Glaubenszeugnis aus dem Herzen eines Mannes, der die Herrlichkeit des Herrn geschaut hat, der

in ihrem Lichte wandelt und sich von ihren Strahlen erwärmen läßt. Ihm ist's süße Pflicht, allem aufzubieten, daß recht viele, von den Strahlen dieser Herrlichkeit getroffen, am Kreuze niedersinken mit dem Rufe: ‚Mein Herr und mein Gott!‘ Deshalb sind diese geistvollen, von tiefgehendem Verständnis zeugenden Betrachtungen eine hoch willkommene Gabe, denn sie fesseln mit starken Banden an die Todesliebe unseres Heilands, daß laut im Herzen das Zeugnis wiederhallt: ‚Das that ich für dich‘ und in lieblichster Weise die Frage an das Herz sich schmiegt: ‚Was thust du für mich?‘ — Ich empfehle das Buch aufs herzlichste vor allem allen denen, die berufen sind, Zeugnis abzulegen vor der Gemeinde; dann allen Hausvätern und Hausmüttern, daß sie die Ihrigen in die Herrlichkeit der Passion Christi einführen zur Stärkung ihres Glaubens, zum Trost ihres Gewissens und zur lebendigen Hoffnung ihrer Seligkeit.“ (Halte, was du hast.)

„Wie Jakobs Pilgerleben allenthalben günstige Recensionen gefunden, so wird es diesem Buch auch sicherlich gehen. Es ist eine wahre Herzenserquickung, sich in dies Buch zu versenken und von des Verfassers tiefgehendem Verständnis der Leidensgeschichte des Herrn sich weisen zu lassen Schritt vor Schritt, wie sein Todesweg uns ein Weg zum Leben geworden ist. Wo man liest, weht einem die Luft lebendigen Glaubens und inniger Liebe zu dem Herrn entgegen, dessen Majestät auch als Allerverachtetsten und Unwertesten den Herzen einzuprägen des Verfassers heiligster Zweck ist. Und er versteht es, einem den Herrn Jesum lieb zu machen. Auch die Sprache ist gemeinverständlich und edel. Das Buch sei hiemit allen Christen aufs herzlichste empfohlen; wolle vor allem keiner, der über die Leidensgeschichte Jesu zu predigen oder zu lehren hat, versäumen, sich dasselbe anzuschaffen.“ (Christlicher Bücherschatz.)

„Der durch Jakobs Pilgerleben schon anderweitig berühmt gewordene Verfasser enthüllt hiemit seine freien ungezwungenen Versenkungen in das Erlösungsleiden unseres Heilandes, reich an fruchtbaren, erbaulichen und lehrreichen Gedanken, wie sie lebendig frisch aus der heiligen unerschöpflichen Tiefe hervorfließen. Aus dem Allerheiligsten hervorgegangen sind sie zunächst für die Familie als das Allerheiligste auf Erden bestimmt, den einzelnen Gliedern zur Selbstzucht und persönlichen Erbauung. Aber auch weitere Kreise werden daraus für Erkenntnis und Willensstärkung, selbst Geistliche für Bibel- und Erbauungsstunden, bei den teilweise neu eingeschlagenen Bahnen reichen Gewinn schöpfen.“ (Ev.-kirchl. Anzeiger.)

„Das Buch trägt den Stempel der Originalität. Die sinnige, glaubenswarme, durchaus praktische Betrachtungsweise des Verfassers, welche ‚Jakobs Pilgerleben‘ in so eigenartig konkreter Weise zu deuten und zu verwerten wußte, bewährt sich auch auf diesem schwierigsten neutestamentlichen Gebiet. Es sind helle, oft überraschende neue Blicke ins Heiligtum. Die Anwendung gründet tief im Schriftwort, knüpft ohne Künstelei stets ans Nächstliegende an, greift ans Herz und ins Leben. — Ein echtes Erbauungsbuch, eine vielseitig anregende Gabe für Pfarrer, dem christlichen Hause ein köstlicher Schatz.“ (Theol. Litteraturbericht.)

„Für die bevorstehende Passionszeit empfehle ich das Buch Predigern und Gemeindegliedern mit ganz besonderer Dringlichkeit, und bin sicher, mir damit vielen Dank zu erwerben. Die Schrift will ‚zum Verständnis‘ der Leidensgeschichte dienen und das thut sie auch in hervorragendem Maße. Sie ist reich an fruchtbaren und wunderschönen Gedanken und dabei selbständig und originell. Eine tiefe Psychologie, sowohl in Bezug auf den leidenden Heiland, als in Bezug auf diejenigen, für welche der-

selbe leidet, ist ein besonderer Schmuck derselben. Die fortwährende Tendenz der Schrift ist ein unermüdliches Werben um das Herz des Lesers, daß es sich doch endlich und völlig dem ergebe, der durch sein Leiden selbst persönlich vollkommen und die Ursache unsrer Seligkeit geworden ist. Die Form ist die der freien, ungezwungenen Betrachtung und hält sich fern von Predigt- und Kanzelton, die ganze Auslegung einfach und gesund, dabei bald innig und fein, bald ernst und gewaltig und immer praktisch. Das Buch ist so recht geeignet, uns mit himmlischer Gewalt wieder einmal aus unserm alltäglichen, ordinären, begeisterungslosen und etwas abgestandenen Christentum herauszuheben und daher eine köstliche Seelenspeise für eine stille Stunde in der ernstesten Zeit des Kirchenjahres. Ich sage daher mit herzlichem Bitten: ‚Nimm und lies'."

(Braunschweigisches Volksblatt.)

Himmlisches Licht ins irdische Dunkel.

Zeugnisse von Gottes Gnadenführungen mit seinen Kindern.

Vierte Auflage.

brosch. Fr. 2 = Mk. 1.60. | eleg. in Leinwd. geb. Fr 3 = Mk. 2.40. mit Goldschn. Fr. 3.25 = Mk. 2.60.

„Auch hier wieder dieselbe schlichte Einfalt der Sprache, dieselbe klare Gedankenentwicklung und vor allem die sinnige Ausdeutung, ja tiefe Ausbeutung des Gotteswortes, welche wir an dem weithin bekannten und hochgeschätzten Verfasser kennen, und die so wohl geeignet ist, die Leser in den Reichtum der Schriftwahrheit einzuführen und sie die Goldkörner rechter, christlicher Lebensweisheit auch da finden zu lassen, wo sie auf den ersten Blick nicht offen zu Tage liegen." (Luthardts Theol. Litteraturbl.)

„Ein köstliches Buch! An Erzählungen der Schrift angeschlossen, werden die Wahrheiten und Wege Gottes mit den Menschen in einzelnen Beispielen aufs ungezwungenste und zugleich mit tiefer Innerlichkeit und evangelischer Nüchternheit besprochen. Eine wahre Perle angewandter Exegese ist so ‚Naeman und die kleine Dirne'. Wir möchten gerne wünschen, daß dieses Büchlein von jedermann gelesen würde. Bei all seiner schlichten Einfalt ist es so voll apologetischer, anregender, ziehender, strafender und tröstender Wahrheit, daß es auch Fernerstehenden nicht nur sehr wohl thäte, sondern gewiß auch ihnen ‚reizend' vorkommen wird. Schon lange habe ich keine diesem Büchlein gleichartige Schrift ähnlichen Charakters gefunden." (Süddeutscher Schulbote.)

„Unsere Leser kennen den in christlicher Lebenserfahrung reichen, im Worte Gottes tief gegründeten Gottesmann, dessen letztes Vermächtnis wir hier vor uns haben. Was ist's, das uns so mächtig anzieht und so sehr anheimelt? Es ist die Tiefe des Reichtums der göttlichen Weisheit, in die uns der Verfasser blicken läßt, die Fülle der göttlichen Liebe, die er uns aufschließt, es ist die befriedigende Auskunft über die tiefsten Fragen und Bedürfnisse des Menschenherzens wie über die kleinen und kleinsten Anliegen des täglichen Lebens; es ist die innige Wahrheit und die sinnige Klarheit, die uns auf Tritt und Schritt begegnet und freundlich grüßt; es ist die Einfalt, die Eins nur will und Eins nur weiß, die das Eine, was not thut, über alles herrlich erscheinen läßt, daß Leib und Seele sich freuen über die Wunderthaten Gottes und ergriffen von der Liebe Christi aufs neue unter dessen sanftes Joch sich beugen und seiner Führung sich anvertrauen." (Halte, was du hast.)

Das Jünglingsleben im Lichte des Evangeliums.

Mit einem Lebensabriß des Verfassers.

Sechste Auflage.

Preis 25 Cts. = 20 Pfg. | eleg. in Lwd. geb. 75 Cts. = 60 Pfg.

„Sehr beherzigenswerte Worte des durch andere Erbauungsschriften bereits rühmlichst bekannten Verfassers über ‚Des Jünglings Ehre und Pflicht'. Des Jünglings Pflicht wird in beweglichen Worten und eindringlichen Ermahnungen den Jünglingen ans Herz gelegt. Wir halten das Büchlein für Jünglingsvereine und zu Geschenken an Konfirmanden aufs dringlichste empfohlen."

(Schlossers christl. Bücherschatz.)

„Ein Wort zu seiner Zeit, in welchem der selige Pfarrer Wagner ‚nach der Weisheit, die ihm gegeben war', und aus vielfacher Erfahrung heraus mit liebevollem Ernst den Jünglingen ihre Ehre und ihre Pflicht, aber auch die Gefahren, die in unsrer Zeit ihnen drohen, ergreifend ans Herz legt. Wer irgend Gelegenheit hat, sei's zur Konfirmation oder sonst, das Schriftchen einem jungen Menschen ins versuchungsvolle Leben mitzugeben, der versäume es nicht. Wer es zu Herzen nimmt, wird vor mancher Jugendsünde und Thorheit bewahrt bleiben und das Zeugnis des Apostels, ins reifere Alter hinübernehmen: Ich habe euch Jünglingen geschrieben, daß ihr den Bösewicht überwunden habt (1 Joh. 2, 14). Der Lebensabriß des teuern Mannes ist eine erwünschte Zugabe, besonders auch weil vielfach eine Beleuchtung seines Wortes aus seinem eigenen Jünglingsleben."

(Allg. Schweizer Zeitung.)

Pfr. Wagner-Groben.

Sein Leben und Wirken.

Von Pfr. C. Hahnemann.

Mit Photogr. 183 S. brosch. Fr. 2 = Mk. 1.60 | geb. Fr. 3 = Mk. 2.40.

„Die Bücher, die Pfarrer Wagner hat ausgehen lassen, gehören bekanntlich zum Besten, was die christliche Volks- und Erbauungslitteratur aufzuweisen hat, sind auch von der Kritik allseitig überraschend günstig aufgenommen worden... Die vorliegende Biographie bietet nicht bloß reiche Belehrung; der Lebensgang des Gottesmannes Wagner ist so interessant, daß die Darstellung auch recht eigentlich spannend wirkt. Mit immer steigendem Interesse und immer wärmerer Sympathie folgen wir unserm Freund . . . Wir wünschen dem Büchlein allenthalben Eingang in Haus und Familie und nicht zum wenigsten auch in Volksbibliotheken.

(Blätter f. christl. Schule.)

Die Treue im Dienen und ihr Lohn. Preis 10 Cts. = 10 Pfg.

Die Stellung und Aufgabe der christlichen Frau. Ein Wort an alle Frauen und Jungfrauen. Preis 20 Cts. = 15 Pfg.

„Zwei köstliche Schriften. Der selige Verfasser verstand es in so ganz besonderem Maße, der Bibel jene praktischen Gedanken abzulauschen, durch welche sie für alle Stände und Geschlechter eine unerschöpfliche Fundgrube der Weisheit wird. Auch die beiden vorliegenden Schriftchen offenbaren diese Gabe und verdienen durch ihren milden Ernst weiteste Verbreitung."

(Monatsblatt für innere Mission.)

Im **Verlag** der **Missionsbuchhandlung** in **Basel** (Adresse für Deutschland: Missions-Buchhandlung **Leopoldshöhe,** Baden) sind ferner erschienen:

Traktate u. **kleinere Schriften** in bunten Umschlägen u. mit Bildern:

90 Nummern	à 5 Cts. = 4 Pfg.	8 verschiedene	à 30 Cts. = 25 Pfg.
31 verschiedene	à 10 „ = 10 „	6 „	à 35 „ = 30 „
15 „	à 20 „ = 15 „	1 „	à 50 „ = 40 „
11 „	à 25 „ = 20 „	1 „	à 60 „ = 50 „

Wir heben daraus hervor:

Indisches Frauenleben. Mit 5 Bildern. 10 Cts. = 10 Pf.
Blicke in die Tagesarbeit einer Senana-Arbeiterin. 10 Cts. = 10 Pf.
Zwölf Bilder aus der Missionswelt. Heft 1—8 à 10 Cts. = 10 Pf.
Wieder in Kumase. Mit 12 Bildern. 10 Cts. = 10 Pf.
Tagesanbruch auf den blauen Bergen. 10 Cts. = 10 Pf.
In Trübsal bewährt. Aus d. Leben eines chines. Christen. 10 Cts. = 10 Pf.
Tschandukutti und Krischnan. Zwei Sucher d. Wahrheit. 10 Cts. = 10 Pf.
Bilder aus dem chines. Volksleben. 10 Cts. = 10 Pf.
Die Bibel der Hindu. Züge aus d. ind. Religionsleben 10 Cts. = 10 Pf.
Wenger Pfr. R. **Demas. Felix. Paulus.** 10 Cts. = 10 Pf.
— **Aus der Heimat in die Heimat.** 20 Cts. = 15 Pf.
Haller. **Das Leben im Basler Missionshaus.** 20 Cts. = 15 Pf.
Madagaskar einst und jetzt. Mit 8 Bildern. 20 Cts. = 15 Pf.
Afrikanische Wanderbilder. Von P. Steiner. 20 Cts. = 15 Pf.
J. Paton. Missionar unter den Kannibalen der Südsee. 20 Cts. = 15 Pf.
Sieg des Evangeliums auf der Südseeinsel Aniwa. 20 Cts. = 15 Pf.
Ev. Missionskalender m. Farbendruckbild. Erscheint allj. 25 Cts. = 20 Pf.
Kolorierte Missions-Weltkarte mit Erklärung. 25 Cts. = 20 Pf.
Kamerun, Land, Leute und Mission. Mit Karte und 12 Bildern. 7. Aufl. 20 Pf.
In der Einsamkeit einer Südseeinsel. Von M. Paton. 25 Cts. = 20 Pf.
Bilder aus Japan. Land, Leute und Mission. Mit 12 Bildern. 25 Cts.
Schrenk. **Das Jungfrauenleben** im Lichte des Evangeliums. 25 Cts.
Uganda. Das Evangelium an den Ufern des Viktoria Njansa. 25 Cts.
Jaus. **Meine Heimreise aus dem Heidenland durchs Heilige Land.** 25 Cts. = 20 Pf.
F. Zaremba. Ein russ. Edelmann als Missionar. 30 Cts. = 25 Pf.
Frauenelend u. Frauenmission in Indien. Mit 13 Bildern. 30 Cts.
Von Kyebi nach Kumase. Von D. Huppenbauer. Mit 17 Bildern. 30 Pf.
Der Herr siehet. Erinnerungen aus Pfr. Ludwigs Leben. 35 Cts. = 30 Pf.
Im Reich der Mitte. Mit Karte und 22 Bildern. 35 Cts. = 30 Pf.
Auf chinesischen Missionspfaden. 13 Stationsbilder. M. Karte. 30 Pf.
Saat und Ernte auf der Goldküste. Mit Karte u. 20 Bildern. 30 Pf.
Vier Jahre gefangen in Asante. Mit 13 Bild. u. Karte. 35 Cts. = 30 Pf.
Die Arbeitsstätten der Basler Mission. M. Karte u. 15 Bild. 75 Cts. = 60 Pf.

Größere Schriften.

Album der Basler Mission auf der Goldküste. 80 Ansichten. Fr. 4.50.
Alltagsleben in China. Mit 56 Bildern. 230 S. Fr. 3. | geb. Fr. 4.
Bohner. **Im Lande des Fetischs.** Mit 24 Bildern .Mk. 2. | geb. Mk. 3.
Duisberg. Allerlei Bilder aus meinem Leben. 208 S. Kart. Fr. 2.
Eppler, Pfr. **Armenien u. die Gemeinde Schamachi.** 176 S. 50 Cts.
— D. **Pfander.** Mit Blicken in Vergangenheit und Gegenwart des Mohammedanismus. 192 S. Fr. 1.75 | geb. Fr. 2.50.
Festbericht oder Bericht über die christl. Jahresfeste in Basel. Fr. 1.
Fotsch, W., **Von Krippe und Kreuz zum Thron.** Charakterzüge aus dem Leben und der Zeit Jesu, sowie der vier Hauptapostel. 716 S. (statt Mk. 4) Mk. 2.
— **Denkwürdigkeiten aus der neuen Welt.** 730 S. (statt Mk. 5.50) Mk. 2.
— **Glaubenshelden,** geschildert vom Standpunkt des vollen Heils in Christo. 678 S. Mk. 2.
Geschichte der Mission auf den Sandwich-Inseln. 207 S. 50 Cts. = 40 Pf.
Haslam. **Aehren aus Gottes Erntefeld.** Geschichten z. Ev. Johannis. Mk. 1. | geb. Mk. 1.60.
Hauschild, Dr., Männerchöre 250 Nr. brosch. Fr. 4.50 | geb. Fr. 5.50.
Hebich Sam., **Lebensbeschreibung.** 320 S. Mk. 1. | geb. Mk. 2.
Josenhans, Missions-Inspektor. Ausgew. Reden. Fr. 2. | geb. Fr. 2.50.
Kinzler, Pfr. Das **Schriftzeugnis** von Jesu, dem Sohne Gottes. 50 Cts.
Layer, J., **Lebensbild u. Zeugnisse der Wahrheit.** geb. Fr. 1.
Ludwig, J. M., Pfarrer, **Lebensgeschichte.** 220 S. Fr. 1.50 | geb. Fr. 2.25.
Miescher, Pfr. **Göttliches und Menschliches** im Spiegel der Geschichte Josephs. 164 S. brosch. 75 Cts. | geb. Fr. 1.50.
Missionsbilderbuch, in Farbendruck. Heft I—IV. Mk. 3. | geb. Mk. 3.50.
Missionsharfe. 60 Missions-, Fest- und Gemeinschaftslieder. geb. 40 Pf.
Missionsliederbuch, 470 Nr. Fr. 1.50 | geb. Fr. 2.50.
Rohr, Pfr., **Echo vom Sinai.** Betrachtungen über die zehn Gebote. Fr. 1. | geb. Fr. 2.
Schrenk, E. **Das Jungfrauenleben** im Lichte des Evangel. Geb. 60 Pf.
Gedenkblatt der Basler Mission, das Missionshaus, die beiden Kinderhäuser, mehrere hervorragende Persönlichkeiten und 25 Scenen aus den vier Missionsgebieten darstellend. 60 Cts. = 50 Pf.

☞ Der **Führer** durch die Basler Missionslitteratur wird auf Verlangen gratis gesandt.

Zeitschriften.

Evang. Missions-Magazin. Monatsheft von 3 Bogen m. Illustr. Fr. 5.60.
Evang. Heidenbote. Mit Illustrationen. Fr. 1.50 = 1.40.

IX. 1897. 5000. — Fr. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel. 790